Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1864)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655718

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Gottlob! da bin ich wiederum daheim,
Wer das so recht aus Herzensgrund kann sagen,
Der trägt noch in sich selbst des Glückes Keim
Und darf sich seines Loses nicht beklagen.
Wie mancher Hohe würde mit ihm tauschen,
Dem es zu enge wird im weiten Schloß,
Wo ihn nur Pracht und Eitelkeit umrauschen,
Im frostigen Gepränge, liebelos.
Drum halt ich auch, wär's nur dieß Wörtchens willen,
Das Vaterland vor allem andern werth:
Es kann allein die herbe Sehnsucht stillen,
Die in der Fern' uns oft am Herzen zehrt.

Wohl bietet eine hohe Lust das Reisen,
So hinzufliegen durch die weite Welt —
Wohl mag die Jugend es, der Wohlstand preisen,
Bedarf es doch Gesundheit, Muth und Geld.
Da frägt man nicht nach Zeit und Raum und Zonen,
Von Pol zu Pol geht der gewagte Zug;
Man lebt sich ein bei fremden Nationen,
Verschwindet wieder wie im Schwalbenflug;
Läßt hinter sich die schweren Lebenssorgen,
Folgt unentwegt dem selbstgewählten Pfad,
Setzt heute ein, verliert, gewinnt auch morgen,
Wie's eben bringt des schwanken Glückes Rad;
Sucht sich Credit und Freunde zu erringen
Und, was man sich erwarb zu guter Frist,
Besonnen an das Trockene zu bringen,
Wie's jeden klugen Mannes Regel ist.
Und ist man endlich satt der vielen Fahrten,
Kehrt man zurück als ein gemachter Mann,
Setzt da sich, wo die Lieben uns erwarten
Und fängt daheim ein neues Leben an.

Ein andres Reisen ist's: Mit krummem Rücken,
Vom Sack und manchem Jahreskreuz beschwert,
Zu Fuß, wie ich, am Stabe auszurücken,
Land auf, Land ab, von Wenigen begehrt.
Da geht man still an manchem Haus vorüber,
Den Armen hält die Freundschaft wenig auf,
Und kehrt um Weihnacht wieder heim, viel lieber,
Als man einst antrat seinen Botenlauf.
In Einem nur da gleichen wir uns Beide:
Wir kommen Beide gerne wieder heim,
Dem Schweizer grünt, im Glücke wie im Leide,
Nur in dem Heimatland sein Lebenskeim.

Und was ist's denn, das so vermag zu bannen
Die Herzen einer kräft'gen Nation,
Ans Vaterland — daß Manchen kann entflammen
Nur der Gedanke an die Trennung schon?
Sind es die stolzen eisgekrönten Firnen,
Der See'n Schmuck, der Alpen reine Luft,
Ist's der Lawine majestät'sches Zürnen,
Der Thäler Grün, der Wälder würz'ger Duft? —
Wie manches Land ist nicht auch hoch zu preisen,
Wohl um noch reich're Schätze der Natur?
Was hat die Welt nicht alles aufzuweisen,
So weit man folgt der Schöpfung hehrer Spur! —

Sind es die Sagen von der Väter Thaten,
Womit die Nachwelt sich so gerne ziert?
Die sind ja längst — Dank manchem Schulmagnaten —
Ins Reich der Ammenmährchen abgeführt —

Ist es der schlichte Sinn, der sich erhalten,
Die Tracht, die Bräuche, die man also preis't,
Des Volkes Fleiß, des Handels reges Walten,
Der Industrie erfinderischer Geist?
Wohl uns bei solcher Gottesgabe,
Die uns'res Bodens kargen Dank ersetzt!
Die alte Sitte aber liegt im Grabe,
Die neue Mode nur wird heut geschätzt.
Was ist es denn, das so vermag zu binden
Den kräft'gen Schweizer an das Vaterland,
Wenn doch kein Vorzug ist an ihm zu finden,
Worin liegt denn dieß mächt'ge Zauberband?

Es liegt in Allem, was daheim wir lieben,
Im Ganzen, wie in jeder Einzelheit,
In der Natur, den Bräuchen, die wir üben,
Mit aller ihrer Unvollkommenheit;
Denn alles ist von einem Geist durchdrungen,
Deß' sich kaum rühmen kann ein andres Land:
Vom Geist der Freiheit, die uns fest umschlungen,
Er ist's, der heim uns ruft in's Vaterland.
Die Freiheit ist's, die kämpfend einst errungen
Der großen Väter kühner Heldenmuth,
Die unsre Stämme all' verschiedner Zungen
Vereinigt unter einem Schirm und Hut,
Die Jedem mißt nach gleicher Ell' und Waage,
Und jede Meinung ehret unbeschränkt,
Die in des Vaterlandes droh'nder Lage
Zum Wohl des Ganzen aller Herzen lenkt,
Die noch was hält auf Biederkeit und Ehre,
Zum Schutz der Heimath nur die Waffen übt,
Den frommen Glauben schirmt in jeder Lehre
Und in dem Schweizer stets den Bruder liebt:

Das ist die wahre Freiheit, die ich meine,
Sie flicht um uns das mächt'ge Zauberband
Sie leuchtet auch mit ihrem heil'gen Scheine
Dem Fernen heim in's theure Vaterland.

Einiges über Erziehung.

VIII Artikel.

Wie die Kinder sich vor Gespenstern fürchten lernen und abergläubisch werden.

(Fortsetzung vom Jahr 1863.)

Da mag ein Mann durch eine glaubwürdige Erzählung aus seiner Jugend die Sache anschaulich machen:

„Ich hatte das Unglück, von einer furchtsamen, abergläubischen Mutter geboren zu werden, und wenn ich die thörichte Gespensterfurcht nicht schon mit der Muttermilch einsog, so habe ich doch dieselbe noch als sehr junges Kind zum Theil von ihr geerbt. Denn es entgieng meinem aufmerksamen Auge nicht, wie die Mutter oft bei dem leisesten Geräusch zusammenfuhr, erblaßte und zitterte, wie sie Nachts ängstlich und bang irgend wohin gieng; ich war ganz Ohr, wenn sie bei der Zurückkunft erzählte, wie sie ob dem und dem erschrocken sei, wie etwas so und so gemacht habe, wie sie nicht begreifen könne, was das und das zu bedeuten habe. Mit der lebhaften Einbildungskraft des Kindes stellte ich mir dann tausend natürliche Schreckbilder vor. Dazu kam noch, daß man mir oft, wenn ich nicht recht folgen wollte, drohte, der schwarze Mann, der Wolf werde mich nehmen, u. s. w. Das Alles war schon mehr als genug, um mich in eine furchtsame Stimmung zu versetzen, die mich in der Einsamkeit oder im Finstern oft so ergriff, daß ich laut aufschrie. Nun erhielten wir noch eine recht abergläubische, furchtsame Kindermagd, die fast nur Hexen- und Gespenstergeschichten im Kopf hatte. Die erzählte mir nun so viel sie wußte und noch mehr, und ich wollte immer noch mehr hören, und sie mußte mir die Geschichten immer wiederholen. Das that sie auch nicht ohne Erfolg; denn bald war ich so furchtsam, daß ich am Abend nirgends ein Bleiben hatte, und allein nicht einmal in's Bett, geschweige zum Hause hinaus gehen durfte. Die Eltern konnten mir lang Muth einsprechen; es half Alles nichts, denn sie glaubten ja selbst an Ungeheuer, und ihre ganze Ueberredungskunst scheiterte an meiner überspannten, mit Gespensterbildern angefüllten Einbildungskraft. Die guten Leute hatten ihre große Noth mit mir; aber leider forschten sie nicht nach den Ursachen meiner Furcht; sie meinten, ich sei nun einmal von Natur ein so furchtsames Kind, und sie dachten nicht daran, dem Kindermeitli zu verbieten, daß es mir und meinen jüngern Geschwistern ferner von Geistern und Ungeheuern vorschwatze.

Noch erinnere ich mich recht genau an diese Jahre meiner Kindheit, die für furchtlose Kinder so glücklich und so schön, für mich aber so schrecklich waren. Aber es sollte ärger mit mir werden; denn es kam der Winter und die Abendsitze fingen an.

Nun kamen oft Nachbarsleute zu uns, und es fand sich regelmäßig ein alter Landsaß ein, der weit umher gekommen war, und

allerhand lustige Histörchen zu erzählen wußte. Der berichtete dann mit wichtiger Miene vor gaffenden Zuhörern vom Doktor Fusti, vom wiederkommenden Verstorbenen, von Hexenmeistern, vom Doggeli (Alpdrücken), von Brönnimannen (Irrlichtern), von Schatzgräbern, vom Bannen und Festmachen und dergleichen, und er wußte Alles so wahr und schauderhaft darzuthun, daß ihn Jedermann mit Erstaunen hörte. Am Morgen sehnte ich mich schon nach dem Erzähler, und wenn dieser fertig war, so wünschte ich oft mit Bangigkeit: Wenn es doch schon Morgen wäre!

Alle meine Umgebungen waren derart, meine Furcht und meinen dummen Glauben eher zu verstärken, als zu schwächen. In der Schule wurde gar nichts davon gesagt. Auf solchen Leuten, die nicht abergläubisch waren, wollte man nicht viel halten. Im benachbarten Dorfe wohnte eine Frau, die sollte ganz sicher in einem Gütterli sehen können, wer etwas gestohlen habe. Ein Pferd unsers Nachbars verrenkte ein Bein; man ging zu einem Wunderdoktor, der verband ein Stuhlsbein, brümmelte einige geheimnißvolle Worte dazu, und man sagte, das habe vollkommen geholfen, ohne daß man an dem Pferde im geringsten etwas gemacht hätte. Einmal sah ich meinen Vater mit einem Kraten voll Eier zu den Kapuzinern laufen, damit sie einen bösen Geist aus unserm Stalle bannten; sie beteten zuerst nur, und als dieß nicht helfen wollte, kamen sie an Ort und Stelle, machten allerlei Firlefanz, und der Vater sagte bald nachher mit Zuversicht: der böse Geist ist heraus.

Alles was ich so sah und hörte, nahm ich für baare Münze an. Niemand hatte mich gelehrt, daß Alles, was ist und geschieht, seine natürlichen Ursachen hat, welche ein denkender Mensch zwar nicht immer, doch aber oft zu entdecken vermag.

So wurde ich furchtsam und abergläubisch, und so wurden es tausend und tausend Kinder. Glücklicherweise wurde ich durch eigenes Nachdenken und durch das Lesen guter Bücher von meinem Uebel kurirt; möge auch Andern dies Glück zu Theil werden, möge man besonders die Kinder vor dem Uebel bewahren!

(Fortsetzung folgt.)

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

(Schluß vom vorigen Jahrgange.)

Nun folgt diejenige Art von Vögeln, die man mit dem allgemeinen Namen Hühner bezeichnen kann. Der Schnabel ist ziemlich stark, die Flügel sind kurz, der Schwanz hat mehr als 12 Federn. Samen und Körner behalten sie im Kropf, bis sie weich (lind) sind, fressen aber auch Insekten, Schnecken und Würmer. Meist hat ein Männchen viele Weibchen. Sie machen ihre Nester ohne Kunst und legen viele Eier. Die Jungen laufen mit der Mutter fort, sobald sie ausgeschloffen sind, und verbergen sich unter ihre Flügel. — Zuerst kommen die Waldhühner, die man besser Berghühner nennen könnte, denn sie finden sich nur im Oberland und auf den waldigen Hügeln des obern Emmenthales und im Jura. Der Schnabel kurz, die Nasenlöcher mit Federn bedeckt, über den Augen eine kahle Haut mit Warzen; die Zehen haben Fransen. Sie fressen Beeren, Sämereien, Knospen, Insekten, Würmer.

1) Der Urhahn. Das Männchen ist ein großer, gewaltiger Vogel, schwarz, fein

weiß besprizt, die Achseln weiß, die Kehle stark gebartet. Das Weibchen viel kleiner, oben schwarzbraun, rostfarbig gestreift, unten rostfarbig, hin und wieder dunkel gefleckt.

2) Der Birkhahn, Spillhahn zeichnet sich durch seinen besondern Schwanz aus, der wie eine Gabel auseinander steht. Das Männchen schwarz, Kopf, Hals und Rücken mit blauem Glanz. Das Weibchen rostfarb und schwarz gestreift, Schwanz etwas weniger ausgeschweift als am Männchen.

3) Das Haselhuhn ist rostfarbig mit schwarzen Linien. Die Schwanzfedern sind grau und haben unten eine schwarze Binde, nur die zwei mittelsten nicht. Die Kehle ist schwarz, weiß eingefaßt. Diese hat nur das Männchen.

4) Das Schneehuhn, Steinhuhn, zeichnet sich durch seine Füße aus, die bis auf die Nägel mit kurzen, haarförmigen Federn bekleidet sind. Das Gefieder leidet eine merkwürdige Veränderung je nach der Jahreszeit. Im Sommer ist der Oberleib rostfarbig, schwarz und weiß, der Unterleib weiß. Im Winter wird der Vogel ganz weiß, nur die Schäfte der Federn im Flügel und der Schwanz bleiben schwarz.

Jetzt kommen die Feldhühner. Diese haben nicht, wie die Waldhühner, den rothen, warzigen Fleck über den Augen, sondern nur meist kleine Warzen um die Augen herum. Die Füße sind unbefiedert, Schwanz kurz. Wir nennen folgende:

Das graue Rebhuhn, Männchen auf den Flügeln rothbraun, unter der Brust ein großer brauner Fleck, wie ein Hufeisen, wo das Weibchen nur einzelne kleinere braune Flecken hat. Es lebt in den Ebenen, wo Getreide-Felder sind.

Das Steinhuhn lebt im Gebirge; Schnabel und Füße roth, Kehle weiß, mit einer breiten schwarzen Binde eingefaßt.

Die Wachtel ist mit ihrem eigenthümlichen Rufe allgemein bekannt, lebt aber nur in der Ebene.

Alle diese Vögel sind vollkommen unschädlich und, als angenehme Speise, Gegenstand der Jagd. Schade nur, daß eben deßwegen alles hinter ihnen her ist und sie schonungslos verfolgt werden, so daß sie viel seltener sind, als sie sollten, da sie allzumal viel Eier legen.

„Was frage-n i dem der na", ruft eine Stimme. „Säg du mir lieber neuis vo „mym Güggel u myne Hühnere." Gar gern, Frau Einwohnergemeindrathspräsidentin! Aber unsere Haushühner sind eigentlich fremde Vögel, und die Gelehrten, sogar ich, der Hinkende Bote, wissen nicht, aus welchem Lande sie eigentlich stammen, und wann man angefangen hat, sie zahm zu machen. Der Hahn wird, wenn er mehr als dreijährig ist, oft ein prächtiger Vogel mit seinem schönen großen Schwanz. Er trägt sehr Sorge zu seinen Hühnern und vertheidigt sie gegen Raubvögel, sogar weiß ich ein Beispiel, daß er sich dem Fuchs entgegengestellt hat. Es gibt gar mancherlei Hühner in Gestalt und Farbe. Die sogenannten „englischen" sind die größten und meist grau. Die Strubhühner, bei denen die Federn nicht am Leibe anliegen, sondern in die Höhe stehen, sind sonderbar, aber nicht schön. Die Negerhühner haben schwarzblaue Kämme, und selber Fleisch und Knochen sind schwarz. Auch gibts Hühner, die gefiederte Füße haben. Sie nützen durch ihre Eier und ihr Fleisch, da sie eine gesunde, angenehme Speise sind.

Und damit ich doch den lieben Hausfrauen noch einen guten Rath in die Küche gebe: auch einen alten, zähen Hahn kann man benutzen, wenn man ihn, gerupft und ausgenommen, in einen saubern Kuchilumpen bindet, mit einem Schlegel recht knütschet und zerschlägt, und so eingewickelt kocht, so gibt er eine gute, kräftige Suppe.

Der Trappe ist ein großer, aber gar seltener Vogel, ist 3½ Schuh hoch, wenn er steht, und kann 24 — 30 Pfund schwer werden. Er ist oben rostroth, schwarz und weiß gewellt. Das Männchen hat einen Federbart, das Weibchen, wie billig, keinen. — Und nun sind wir auf dem trockenen Lande fertig. — Adieu wohl!

Theaterstück.

In einem Liebhabertheater spielte der geheime Geliebte einer der Zuschauerinnen und zwar so täuschend, daß, als er sich aus Verzweiflung, weil er seine Theater-Geliebte verloren glaubte, erschießen wollte, erstere laut aufschrie: „Franz! Franz! ums Himmels Wille schieß nit! i bi ja hie!"

Verweis.

Ein Bedienter hatte einen Auftrag falsch ausgerichtet. „Dummkopf", schrie ihn sein Herr zornig an, „wenn ich einen solchen „Esel schicken wollte, so könnte ich eher selber gehen." —

Eine speculative Heirath.

Ein Krämer heirathete eine reiche Alte, die durch ihre Häßlichkeit Jedermann zuwider war. Als ihm ein Freund einmal darüber Vorwürfe machte, erhielt er zur Antwort: „Bist du närrisch? — ich habe sie wie altes „Silber nach dem Gewicht genommen, die „Façon ging drüber ein."

Das fruchtbare Wetter.

„Herrliches Wetter das", sagte ein Bauer zum andern, „wenn das so noch eine Woche „fortmacht, so kömmt alles aus der Erde „hervor." — „Das verhüte Gott", sagte der Andere, „ich habe zwei Weiber unter „dem Boden!"

Der Abschlag.

Ein Staatsmann, der übrigens wegen vieler trefflicher Eigenschaften das Zutrauen und die Liebe seines Landes in hohem Maße besaß, galt nur für allzu geneigt, allen Leuten lieb zu sein und daher den von allen Seiten an ihn gelangenden Begehren zu entsprechen. Im Volke hörte man daher über diesen Staatsmann den Witz, „er könne nichts abschlagen als das Wasser."

Astronomische Gedanken.

Ein berühmter Astronom (Sternenkenner) wurde, als er an einem Hoffeste zerstreut in einer Ecke stand, von einem regierenden Herrn gefragt: „Sie sind gewiß in astronomischen Gedanken versunken?" — Rasch erwiederte er: „Nein, Durchlaucht, ich bemerke hier so viele Sterne (Ordenssterne) am unrechten Ort, daß ich ganz confus werde."

Höflichkeit.

Ein grober Junge hatte den Herrn Pfarrer, der zu seinen Eltern in das Zimmer getreten war, nicht gegrüßt. Da steckte ihm die Mutter eine Ohrfeige mit den Worten: „Kannst du nicht sagen: Guten Abend, Herr Pfarrer! Kalb, das du bist!?" —

Deutschland.

Und als ich über den Gotthard kam,
Da hört' ich Deutschland schnarchen,
Es schlummerte sanft, es schlummerte süß
Im Schutz von dreißig Monarchen.

Schulexamen.

Ein Schullehrer wollte durch einen Knaben, der einer seiner besten Schüler war, den Begriff von arm und reich vor den Examinatoren auseinandersetzen lassen und fragte denselben: Wie man diejenigen nenne, die kein Geld hätten, schlechte Kleider trügen und oft hungern müßten? „Arme Leute", schnellte der Knabe heraus. „Gut so", antwortete der Lehrer — „Und diejenigen, welche mit vielem Geld und schönen Kleidern in Kutschen daher gefahren kommen —" Da unterbrach ihn der Schüler sogleich und schrie: „Reisende Engelländer!"

Das Vater- und das Mutterland.

Ein Oberst hielt einst am Schlusse einer Musterung eine warme, patriotische Anrede an die Soldaten und setzte ihnen in begeisterten Worten auseinander, was sie alles dem theuren Vaterlande schuldig seien. Da schüttelte ein Soldat den Kopf und sagte zu seinem Nachbar: „Nei, bim Donner, — i bi dem Vaterland nüt schuldig; mi Sach chunt alli vo der Mutter har!"

Neu erfundenes Sprüchwort.

Jedermann ist bekannt, daß man nach einer Platte Fische gerne ein Glas Wein trinkt und hat wohl dabei schon oft das entschuldigende Sprüchwort gehört: „Der Fisch muß schwimmen". Nun wollte ein von sich selbst eingenommener, sehr hohler Kopf, der auch zum Braten gerne Wein getrunken hätte, sein Gelüsten in ein neues Sprüchwort witzig einkleiden und sagte zu seinem Gastgeber, ihm das Glas hinstreckend: „Der Fisch muß schwimmen und das Kalb muß saufen."

Auch gut.

Auf die übliche Frage des Zollbeamten an einer Gränzzollstätte, ob der Reisende etwas Steuerbares habe, antwortete ein schlichter oder vielleicht ein pfiffiger Tyroler: „Steuern haben wir viele, aber nichts Baares."

Schiefe Ansicht.

„Horch, Bürschchen, sagte ein Onkel, der stark schielte, zu seinem liederlichen Neffen, „du gefällst mir gar nicht, du kömmst mir alle Tage leichtsinniger vor." Darauf erwiederte dieser: „Verzeihen Sie, Herr Onkel, das kömmt nur Ihnen so vor, weil Sie alles schief ansehen."

Glaubt nur die Hälfte.

Styner-Mädi hatte ein Uneheliches, wollte aber trotz dem an ihrem neugewechselten Wohnorte noch für eine Tugend gelten, und beklagte sich darum über die bösen Mäuler, die sie mit der bösen Nachrede, daß sie schon zwei Kinder gehabt habe, aus ihrer Heimath vertrieben hätten. Da antwortete ihr Einer, der sie kannte: „Ah bah! von solchem Gerede muß man nur die Hälfte glauben."

Können ist besser denn Wissen.

Ein Gelehrter ließ sich über einen Strom fahren und fragte den Fährmann, ob er Mathematik verstehe, dann, ob er Astronomie und endlich gar Alchimie verstehe. Auf alles antwortete der schlichte Mann mit Nein und erhielt dafür jedesmal die Erwiederung, daß

er einen ganzen Viertel seines Lebens verloren hätte. Da stieß das Schiff auf einen Stein und zerschellte. Nun kam das Fragen an den Fährmann: „Könnt Ihr aber schwimmen?“ „Ach nein“, sagte der Gelehrte. — „So setzt Euch rasch auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren.“

Nutzen der Künste.

Bauchreden ist auch eine Kunst, mit der schon viel Geld gewonnen wurde, aber eine seltene. Da ward einst der berühmte Bauchredner Bath in England von Räubern angefallen. Während er sich ruhig aussuchen ließ, hörten die Räuber von weitem rufen: „Haltet, haltet die Kerls, wir sind ihnen schon lange auf der Spur und sogleich bei Ihnen.“ Da stoben sie davon. Das hatte aber der Bauchredner gesprochen und ward so befreit.

Kurze Chronik des amerikanischen Krieges (1862 auf 1863).

(Fortsetzung)

1862. Juli. Nach der siebentägigen Schlacht bei Richmond Rückzug der Bundesarmee an den Potomak, Gränzfluß zwischen den Nord- und Südstaaten.

August 30. Nochmalige Niederlage der Nördlichen am Bull-Run, und andere Gefechte in dieser Gegend. Concentration der Bundestruppen um Washington.

September 8. Die Südarmee unter Lee und Jackson überschreitet den obern Potomak, fällt in Maryland und Pensylvanien ein, besetzt Frederik und bedroht Baltimore und Washington, wo große Besorgniß herrscht.

Sept. 13 — 15. Die Südlichen werden aber bei Hagerstown und Umgegend (Pensylvanien) von Mac Clellan aufs Haupt geschlagen und müssen über den Potomak zurück.

Oktober 11 — 15. Ein Reiterkorps der Südlichen, 3000 Mann stark, unter Stewart macht einen kühnen Streifzug über den Potomak bis Chambersburg, im Rücken der Bundesarmee.

Burnside wird an Mac Clellans Stelle zum Obergeneral ernannt

Dezember 11. Burnside rückt an den Rappahannok vor, hinter welchem die Südlichen bei Friedrichsburg stark verschanzt sind.

Dez. 13., 14. 15. Kühner Uebergang über den Fluß und Schlacht bei Friedrichsburg, wo die Nördlichen blutig zurückgeschlagen werden. Doch gehen sie am 15. ungehindert über den Fluß zurück.

Dez. 31. und 1. u. 2. Jenner 1863. Blutige unentschiedene Schlacht bei Murfreesbord am Stone-River in Tennessee, zwischen den Nördlichen unter Rosenkranz und den Südlichen unter Bragg, welche den Kampfplatz endlich verlassen.

1863. Jenner. General Hooker wird Obergeneral an die Stelle des geschlagenen Burnside.

Jenner 31. Aus dem von der nördlichen Flotte blokirten Charlestown, laufen mehrere Panzer-Kanonenboote und Dampfer aus, greifen kühn die Blokadeschiffe an und zerstören mehrere.

April 7 — 10. Die Blokadeflotte greift Hafen und Stadt Charlestown mit aller Macht an, wird aber zurückgetrieben.

April 16. Admiral Porter forcirt mit seiner Bundesflotte das Passage bei Viksburg am Mississippi; der mehrmalige Angriff auf diesen festen Platz der Südlichen wird von letztern tapfer abgeschlagen.

Mai 2. u. 3. Große Schlacht bei Chancellorsville, wieder in der Nähe des Rappahannok bei Friedrichsburg Die Nordarmee wird von der Südarmee unter Lee angegriffen und zurückgeschlagen, mit großem Verlust auf beiden Seiten. General Hill verwundet und der berühmte General Stonewal-Jackson getödtet zu großer Trauer der Südlichen.

Juni 13. Die Armee der Südlichen, bei 100,000 Mann stark unter Lee erstürmt Winchester und Martinsburg, geht bei Williamsport über den Potomak, fallt in die Nordstaaten ein, besetzt Hagerstown in Maryland und Chamberstown in Pennsylvanien, bedroht von Westen ge-

gen Osten Philadelphia, Baltimore und Washington, und sendet westwärts eine fliegende Colonne, welche Pittsburg mit seinen Waffenfabriken und Magazinen plündert.

Juni 15. Die Armee der Nördlichen unter Hooker, die unterdeß noch am Bullrun, südlich des Potomaks, stand, geht über diesen Fluß zurück, um Washington zu decken.

Juni 25. Hooker tritt ab und wird durch Meade als Obergeneral der Nördlichen ersetzt; dieser marschiert sogleich gegen Lee.

Juli 1., 2., 3. Gefechte und Schlacht bei Gettysburg (auf der Straße von Chambersburg nach Baltimore). Die anfänglich siegreiche Armee Lee's, welche Gettysburg besetzt, wird von Meade endlich zurückgeschlagen unter großen beidseitigen Verlusten. Lee verlor bei 10,000 Mann Todten und 15- bis 20,000 an Verwundeten und Gefangenen. — Lee zieht sich an den Potomak zurück, verschanzt sich und erhält Verstärkungen unter Beauregard.

Juli 6. Die Festung Viksburg am untern Mississipi ergiebt sich nach langer Belagerung an die Nördlichen, mit 27,000 Mann Besatzung, 105 Kanonen und 30,000 Gewehren.

Juli 10. Ebenso kapitulirt das Fort Port Hudson am gleichen Fluß, so daß der ganze Mississipi bis nach Neu-Orleans den Bundestruppen und der Bundesflotte offen steht.

Juli 15. Lee, obschon verstärkt, geht mit seiner Armee ungehindert wieder über den Potomak zurück nach Virginien.

Juli 13.—17. Furchtbare, mehrtägige Unruhen zu Neu-York wegen Einführung der Conscription. Der Pöbel widersetzt sich, bewaffnet mit Flinten und Kanonen, den Truppen, zerstört viele Häuser und ermordet, hängt und verbrennt viele freie Schwarze, auch einen Oberst.

Charlestown, großer Seehafen in Süd-Carolina und erster Sitz des Aufstands gegen den Bund, wird belagert und enger eingeschlossen.

Juli 23. Obergeneral Meade ist in Verfolgung der Conföderirten über den Potomak gegangen.

Verluste beider Parteien in diesem Krieg bis Ende März 1863.

	Die Nordstaaten. Mann.	Die Südstaaten. Mann.
1) An Gefallenen in der Schlacht	43,874	20,893.
2) An Verwundeten	97,029	59,615.
3) An Gefangenen	65,218	22,169.
4) Gestorb. an Krankheiten und Folgen der Wunden	250,000	120,000.

19,000 Wittwen von gefallenen Soldaten und Offizieren sind in Washington um Pensionen eingekommen.

Verblümte Nachricht.

Ein Arrestant schrieb Folgendes heim an seine Frau. „Fürchte nichts, wenn ich länger ausbleibe, ich bin in vollkommener Sicherheit; zwei Herren in Uniformen lassen mich den ganzen Tag nicht aus den Augen, mehr kann man nicht verlangen."

Nur ein Herr im Hause.

Ein Ehemann schlug seine Frau, daß die Nachbaren von ihrem Geschrei herbeiliefen. „Warum schlägst du denn deine Frau?" fragte Einer. „Weil sie nicht will Frau im Hause sein," antwortete der Ehemann. „Aber ist sie verrückt — was will sie denn sein?" Da erwiderte er: „Herr sein will sie, darum prügle ich sie, weil ich keinen zweiten Herrn bei meiner Frau dulde."

Frage und Antwort.

Ein Professor fragte in einem Doktor-Examen seinen Schüler, was er thäte, wenn ein Mensch bei einer Pulverexplosion in die Luft fliegen würde? Antwort: „Ich würde warten, bis er wieder herunter käme."

F

Schweißtreibendes Mittel.

Ein armes Zinsbäuerlein war schwer krank und hatte zugleich den Besuch des Arztes und eines Freundes bei sich. Als sich nun der Arzt beklagte, er könne ihn nicht zum Schwitzen bringen, wovon jetzt doch Tod und Leben abhange, da sagte ihm der Freund des Kranken ganz leise in das Ohr: „Mahnt ihn nur an seine aufgelaufenen Zinse, das macht ihn gewiß schwitzen."

Der Engländer und der Deutsche.

Ein Britte war zu ebener Erde
In einem Hause einlogirt
Und ward von mancherlei Beschwerde
Des Körpers oft incommodirt;
Sein Arzt, ein kunsterfahrner Mann,
Rieth ihm als Kur Bewegung an.

„Die will ich mir auch wirklich machen,"
Sprach jener, „doch mich schmerzt mein Bein,
„Und alle Leute würden lachen,
„Wollt' ich, ein Lahmer, Laufer sein.
„Sonst gieng ich fleißig auf die Jagd;
„Jetzt ist's vorbei, Gott sei's geklagt!

„Doch kann ich auch im Zimmer jagen;
„Man fange mir nur Hasen ein
„Und lasse junge Bäume schlagen,
„Die Stuben sind, als Wald, dann mein;
„Auch schaffe man mir Hunde an,
„Daß ich, wie eh'mals, jagen kann."

In selbstgeschaffenem Gehäge
Ward nun ein solcher Lärm gemacht,
Als ob der wilde Jäger zöge,
Von Morgen an bis in die Nacht,
Von Hundebellen, Hörnerschall,
Von Hurrahschrei'n und Peitschenknall.

Gleich über diesen Jagdrevieren
Logirte ein Philosophus,
Dem machte dieses Jagdturnieren
Sehr viele Störung und Verdruß;
Drum kam er bittend bei ihm ein:
Es möchte unten ruhig sein.

„Was ich in meinem Zimmer mache,
„Das kümmert keinen Andern was" —
Sprach jener, „das ist meine Sache,
„Mir macht einmal das Jagen Spaß;
„Nicht einen Tag wird's eingestellt,
„Herr! morgen wird ein Fuchs geprellt."

Auf einmal träufelten die Decken
Des Britten und gleich Bächen floß
Ein Wasserstrom aus allen Ecken
Herab vom oberen Geschoß,
Daß Wasser bald, hoch einer Hand,
Bei ihm im untern Zimmer stand.

Und unter Schimpfen, unter Fluchen
Hinkt er die Treppe jetzt hinan,
Die Sache selbst zu untersuchen
Und wer ihm wohl den Streich gethan.
Doch, wie versteinert stand er da
Ob der Geschichte, die er sah:

Der Dichter saß auf einem Tische
Und — angelte. Im Zimmer war
Viel Wasser und in diesem Fische;
Die Dienerschaft trug immerdar
In großen Kübeln, ohne Ruh',
Noch neuen Wasservorrath zu.

„Herr! lassen Sie die Narrenstreiche!"
Sprach hier der Britte voll Verdruß,
„Sie machen meinen Forst zum Teiche,
„In welchem ich ersaufen muß;
„Und das geht doch, Goddam! nicht an,
„Daß ich so etwas dulden kann."

„Was ich in meinem Zimmer treibe,
„Das kümmert keinen Andern was;
„Ob ich hier lese oder schreibe,
„Mir macht einmal das Fischen Spaß.
„Nicht Einen Tag wird's ausgesetzt;
„Herr! morgen wird ein Aal gehetzt....

„Doch, daß Sie sehen, ich bin billig,
„So lassen Sie das Jagen sein,
„Und ich dagegen stelle willig
„Mein Lieblingsfach, das Fischen, ein."
Dieß Paktum wurde registrirt
Und gegenseitig acceptirt.

Gut bemerkt.

Ein Wirth sitzt an einem schönen Herbsttage mit seinen Gästen beim Schoppen. Sein Wein ist sauer und die Gäste sehen deßhalb nicht gar süß drein. Der Wirth rühmt das Wetter und bemerkt, das thue dem Wein gut. Mit bittersaurer Miene ergreift hierauf ein Gast seinen Schoppen und spricht: „stelle den auch noch ein wenig an die Sonne, sie thut ihm dann auch gut!"

Curiose Meinung.

Lachende Erben wollen einen reichen Geizhals begraben. Dieser ist jedoch nicht gestorben, sondern bloß scheintodt. Er wacht während den Zurüstungen zu seinem Begräbniß plötzlich wieder auf, sieht, was vorgehen will und ruft: „ich bin nicht todt!" „Halt's Maul!" schreit einer der anwesenden Erben, „das könnte uns ein Jeder sagen!"

Vorsicht bei Gewittern.

Ein Ehemann kommt hie und da etwas zu spät in der Nacht aus dem Wirthshause heim. Seine Frau, die das nicht leiden mag, fährt ihn deßhalb in der Regel mit harten Worten an. Einmal verspätete sich unser Nachtwandler wieder. Wie er nach Hause kömmt, legt er sich so still als möglich zu Bette und spannt den Regenschirm über sich aus. „Aber um Gotteswillen, Mann, was willst Du mit dem Schirm," ruft ihm die erwachende Frau entgegen. Mit größter Seelenruhe antwortet der Gefragte: „ich erwarte halt ein Wetter." —

Es scheint.

Auf der Eisenbahn entsteht in einem Waggon Streit. „Du Chaib, Du Spitzbub, Du Lumpenhund, du Schelm!" ruft Einer dem Andern zu. Dieser erwiedert nun in nicht viel besser gewählten Ausdrücken. — „Die scheinen sich gut zu kennen," schreit hierauf ein mitfahrender Passagier, der damit die Umstehenden zu einem so schallenden Gelächter veranlaßte, daß die Zankenden beschämt auseinanderstoben.

Thierklugheit.

Zwei Bursche prügelten sich auf offener Straße; ein Metzger sah ihnen von der Hausthüre aus gemächlich zu. Auf einmal apportirte ihm sein Hund den dicken Wanderstock und wandte sich bellend gegen die Prügelnden. Da lachte die ganze Nachbarschaft darob so laut, daß Diese aufmerksam wurden, und als sie den Prügel in des Metzgers Hand erblickten, still auseinandergiengen und heim schlichen.

Schnelle Antwort.

„Heh da!" schrie ein Wirth einem Kreidenschuldner zu, „es stehen schon lange ein paar Maß für Sie hinter der Thüre!" „Schon gut, Herr Pintenwirth!" war die Antwort — „Trinkt ihn selber — ich bedanke mich für Abgestandenen!"

Der Römer-Chrigi.

Ein Roman.

„Du bist wohl e Narr, Chrigi, di an es söttigs Schlämpli z'henke — Dergattig cha me nadisch z'Dotzed wys ha, unghürathet", sagte Chutze-Benz zu Römer-Chrigi. Dieser wurde dunkelroth bis über die Ohren und entgegnete mit furchtbarem Blicke: „Un I säge dir: wenn der no einisch so öppis zur Goschen us fahrt, su chast de de i d's Künftig diner Zäng im Güllefaß suche, wenn sie der öppen mangle söttid — versteist mi?" Chuze-Benz verstand und fand für gut, den Wirth nach der Zeche zu fragen, denn vor Römer-Chrigi strich jeder die Flagge, wenn er aufgebracht war. Er stammte aus einem der ältesten Geschlechter im Lande; sie nannten sich eigentlich Friesen, man sagte ihnen aber die Römerbauren, weil sie von urdenklichen Zeiten her ihren Sitz und ihre Güter bei der Burg Römerstall hatten und, seitdem die Herren dort abgegangen waren, auch den Burgstall besaßen. Es gab unter ihnen lauter Bären von Söhnen an Stärke und Größe, weit über sechs Schuh Höhe und wie Flüe so breit, von deren Riesenkraft Wundergeschichten im Umlauf waren; dazu galten sie aber für grundbieder und mildthätig und hordreich. Nur Eins stand übel auf dem Römerhofe — oder auch gut — wie man will: die Weiber galten für schandbös und daß sie ihre Männer unter dem Pantoffel hielten, als ob für sie allein eine Ausnahme in der Bibelordnung stände, und ein gleiches Regiment führten sie auch gegen ihre Söhne.

Darum ging Römer-Chrigi, wenn er zu seinem Rosi wollte, erst ins Kreuzwirthshaus, von wo aus er durch die Hostet unvermerkt zu Schopferbauers Hof kommen konnte, wo Rosi daheim war. Dem wachbaren Ringgi brachte er stets ein Würstchen mit, daß er schwieg und ihm den Rücken deckte. So trieb er es schon Monate lang, ohne daß es ruchtbar ward, wie die Beiden wähnten, bis er an Chuze-Benzes Rede das Gegentheil merkte, weßwegen er mit Rosi nun ernstlich sprechen wollte. Heute Nacht aber sollte alles anders kommen. — Als Römer-Chrigi auf der Schaiterbeige vor Rosi's Fenster saß, konnte er lange klopfen, ehe sich inwendig Jemand rührte; schon meinte er, es sei nicht daheim, als der Schieber rasch aufflog, aber statt des gewohnten freundlichen Grußes Rosi fremdartig und barsch fragte: „Was git's da usse?" und dann kalt sagte: „Aha, bist du's scho wieder! me schmöckts öppen a diner Würste, — aber du wirst jitz höre, is der Ringgi z'verderben, es bschüßt der nüt meh — 's ist us zwüschen üs — der Att het gnug balget mit mer: er heig mer scho längst Eine, der mi hürathe well u darzu bruchs keiner Schiterbigi — Es Glück ists noh, daß er di nit b'chönnt!" Ganz erschrocken erwiderte Römer-Chrigi, er begehre ja auch nichts anders und habe just davon mit ihr reden wollen, auch habe er ja nie etwas Unrechtes von ihr verlangt u. s. w., hörte aber, statt aller Antwort, nichts weiteres als „Süsch söttisch mer!" und klapp! — flog ihm der Schieber wieder vor der Nase zu. — Dumpf grollend zog Römer Chrigi ab und wünschte bloß noch, seinem Herzen mit den Fäusten Luft machen zu können, und das sollte ihm bald gelingen. Als er durch die Hostet zurück nach dem Kreuz gehen wollte, da schlug plötzlich der getreue Ringgi heftig an; Chrigi stutzte, dann sah er, rings um sich, hinter jedem Baume dunkle Gestalten hervorkommen, die sich in einen Trupp zusammen-

stellten und ihm den Weg versperrten — endlich flogen Scheiter um seinen Kopf und prallten am nächsten Baume ab. Da hatte er, was er wünschte. „Ho hoh!“ schrie er wie ein angeschossener Bär, „ist's dä Weg g'meint! wartit, i will euch lehre mit Schwefelhölzlene gfätterle z'Nacht — ihr Tusigstonneren ihr!“ raffte behende zwei Scheiter auf, hielt sie sich aufrecht neben einander vor das Gesicht, um ungefährdet zwischen durch schauen zu können, und sprang dann mit ein paar wilden Sätzen mitten unter den Haufen seiner Angreifer; dort schlug er damit links und rechts so unbarmherzig auf sie ein, daß alles auseinanderstürzte und sich davon machte was noch konnte. Zuletzt packte er Einen bei beiden Händen, schwang sich ihn wie einen Sack auf den Rücken und trat so, vor dem Nachwerfen seiner Kameraden gesichert, den Rückweg nach dem Römerhof an. Dort angelangt, brachte er seinen fast geräderten Arrestanten durch eine halbcentnerige Ohrfeige wieder zur Besinnung und gieng ins Bett. Dieser aber war niemand anders, als Chuze Benz, der aus Eifersucht alles angezettelt und nun auch aus Rache nichts Besseres zu thun hatte, als dem Römerbauer, der den Heimkommenden aufgepaßt hatte, die ganze Chiltgeschichte in den schwärzesten Farben zu erzählen, wofür er zur Verschwiegenheit noch ein gutes Trinkgeld erhielt.

Morgens darauf ward Römer-Chrigi zu seiner Mutter citirt und, in ihr Zimmer getreten, sogleich mit den Worten angefahren: „Was hesch nächti scho wieder gha, du liederliche Strolch, das de bisch! — Schwig! i weiß alles: Gkiltet hesch, daß es e Schand ist — für ne Römerburesuhn — Schwig! Ehrberi Buretöchtere führt me hei uf em Römerhof u stricht nit de Zweubatzige nah — Schwig! Un I ha z'bifehle, was für nes Söhnis-Wib unger mis Dach dörf, u kei söttige Schnuderbub, wie du eine bisch. Schwig! I ha der scho lang Eini. — Am Samstig gange mer ech ga agäh bim Pfarrer dunde u da wirst du de vernäh, wer di Frau wird. Jitz schwig u pack di use! — Ja wolle — ga z'chilte!“ — Lautlos, wie während der ganzen Scene, strich sich der gewaltige Römer-Chrigi von dannen, ab in seinem Inneren gieng etwas vor, das nicht im Gesetzbuch seiner gestrengen Frau Mutter stand. Und das merkte sein Vater, als Chrigi an ihm vorbei dem Dorfe zuschritt, und gieng ihm heimlich nach. Fast seiner selbst unbewußt langte Römer-Chrigi bei Schopfenbauers Garten an, wo Rosi in den Bohnen stand und ihn schon längst herankommen gesehen hatte. „Was han i der nächti gseit?“ — war ihr Willkomm. „Ebe vo wege dem bin i drum scho wieder da, antwortete Chrigi, d'Mutter het mi schröcklich balget wege Dir u mer gseit, sie heig mer oh schon en Angeri. Aber ohni Di chani nit lebe u wott i nit lebe, lueg mi numen oh wieder fründli a, süsch weiß i nit, was gscheh chönnt.“ — Da gab es Rosi denn doch etwas wohlfeiler und erwiederte freundlicher: „Du thätist mi no bald duure — un i wott mi just oh nit la verschachere wie nen alti Chue — aber säg mir jitz einisch, Chrigi, wie alt bist du denn eigentlich?“ — „Füfezwäntzgi,“ platzte Römer-Chrigi treuherzig heraus, daß Rosi laut auflachen mußte, und sagte: „Und so eine wott sich lah vom Müeterli ne Frau gäh wie nes Ching e Säugamme?“ Dann stellte sie ihm ernst seinen unmännlichen Kleinmuth vor, erinnerte ihn an sein eigenes schönes Bauerngut im Schachen, das er von der Gotte geerbt habe,

pielte auch auf ihr eigenes verfallenes Vermögen an und schloß dann mit den Worten: „Aber gschau Chrigi! E Ma ohni Guraschi und ohni eigene Wille wott i selber nit — da hätt i einisch z'viel z'verantworten — als Römerbüri. — Jitz weisch es, wenn d's merke wit!" Und somit kehrte sie um und wollte dem Hause zu; Römer-Chrigi aber faßte wieder ein Herz, sprang ihr nach und fragte sie: „Nähmst mi füsch?" Da antwortete Rosi: „Mis Ja-Wort überchunt Eine numme bim Pfarrer", und verschwand ins Haus. — Das war aber für unsern Helden zu kraus; jetzt wußte er erst nicht recht, woran er war und gieng wieder muthloser heim, als er gekommen war.

Unterdessen kehrte der alte Römerbauer, der die Unterredung in den Bohnen abgelauscht hatte, beim Schopferbauer ein, wo er nach langen Umschweifen über Stiere und Rosse endlich auch auf Rosi kam und, ohne sich zu verfangen, so viel herausbrachte, daß er mit einem Antrage für seinen Chrigi nicht übel ankäme; — Ja, Schopfenbenz stellte ihm sogar vor dem Weggehen noch ein Glas Nußwasser auf. Des Nachts darauf, als auf dem Römerhofe alles zur Ruhe gegangen war, außer dem Meister und der Meisterin, sagte jener bedächtlich: „Was hesch eigentlich im Sinn, Aenni, mit üsem Chrigi, weist ihm scho Eini?" — „Was denkst, du Narr!" schnellte die Römerbäuerin zurück, „i chume ja d's ganz Jahr nit angers da aben, als im Schesli und da stange mer d'Meitscheni nit grad a der Nase, wie d's gstabig Mannevolch a der Landstraß." „He, thue doch nit grad so räß, i frage ja nume," begütigte der Römerbauer. Sie aber erwiederte: „Das ist drum di Sach, ihm eini z'suche — mini isch es denn, ihm sie z'gäh, wenn sie mer g'schmöckt." — Eine Weile darauf sagte Römerbauer gleichgültig: „I wüßt ihm viellicht eini, e steirichi und e stolzi Person derzu a Lib u Seel." — Allein Aenni unterbrach ihn sogleich mit einem: „Nüt Derigs! Ja wolle! daß me noh säge chönnt, si heig e Römerbuur zum ene Ma g'macht!" — Darauf schlug Römerbauer eine andere vor: „Es stiffs Wibervolch u usere söli fruchtbare Familie!" — „Pfui!" schalt die Bäuerin — „I wott nüt us eme Chünelistall, das chäm z'letzt noh alles cho grase da obe, weisch nüt Dümmers?" Da seufzte der Römerbauer verstellter Weise und sagte endlich nach geraumer Zeit schwerfällig und hinter den Ohren kratzend: „Das wirst Du aber oh nit welle — es het frili scho Verfallnes, fry mängs Tusig Fränkli — un ist es stattligs Möntsch — d's Rosi — un e Werchadere wie Keis — aber — es ist einzigi Tochter." — „Was ist de das für ne Sünd? Du donners Göhl!" — brannte die Bäuerin auf — „aber i merke Di, Du förchtist, keiner Großching z'übercho — mit santem! — das hätt Gschwüsterti gnueg — d's Schopfers Rosi — gell, i ha's troffe? wenn ihm d'Mutter nit im Chindbett gstorbe wäri. Just das wott i — du abergläubische Tropf! es het e kei Stolz und e kei Ahang — morn geisch mer's ga heuschen un am Samstig fahre mer mit dem Chrigi zum Pfarrer — bis dahin het er Hof-Arrest. Jitz pack di dänne, i wott i d's Bett. Gut Nacht!" — Wer war froher, seine Gestrenge so hübsch ins Garn bekommen zu haben, als unser Römerbauer. Er ließ aber ja nichts merken und zwinkerte Tags darauf nur zuweilen seinem armen Chrigi einen verstohlenen Trostblick zu.

Endlich war der verhängnißvolle Samstag angebrochen. Gleich nach dem Frühstück sah

Der Römer-Christi.

man die Römerbäurin sich ganz allein hinter dem Spritzleder ihres Schesleins zurechtnesten, so breit sie war. Der Römerbauer rief Chrigi zu sich auf den Bock, schnalzte seinen Rappen und fuhr dann vorsichtig den Berg hinab dem Dorfe zu. Im Pfarrhause abgestiegen sah Chrigi über die Haube seiner Mutter hinaus schon den Schopfenbauer mit Rosi im Empfangzimmer stehen und wollte in den Boden versinken vor Schrecken. Rosi aber sah verzweifelt trotzig aus und als die beiden Väter ihre Papiere abgegeben und ihr Anliegen eröffnet hatten, trat sie entschlossen hervor und sagte: „Verzieht Herr Pfarrer, i der Sach lahn i mer nüt bifehle. D's Ja oder Nei ist mi Sach." Die Römerbäurin machte große Augen ab dem resoluten Meitschi. Der Geistliche aber beruhigte Rosi mit den Worten: „Bei mir kömmt es gerade auf das Ja oder Nein der Brautleute an, meine Tochter," und verlangte nun von den beiden Vätern noch feierlich die Namen der fehlenden Braut und des fehlenden Bräutigams. Als keiner von beiden den Anfang machen wollte, sondern stets nur einer dem andern zuwinkte, daß er anfangen solle, da riß der Römerbäurin die Geduld und sie trat mit den Worten dazwischen: „Ah bah! da bruucht es sich keiner Komödi im Pfarrhuus — verzieht, Herr Pfarrer — hie ist nume vo Eim Brutpaar d'Red un i will echs z'Brottikoll gäh: Der Bräutigam heißt Christian Fries ab dem Römerstall-Burghof, und die Braut Rosina Schopfer, des Schopferbauers einzige Tochter — wie sie da beidi libhaftig stange." Da fiel es den jungen Leuten auf einmal wie Schuppen von den Augen, daß sie beide die Hände vor das Gesicht hielten, als ob eines vor den Blicken des andern geblendet wäre: dann sprangen sie zugleich auf die Römerbäurin zu und umhalsten sie so herzlich, daß sie laut auf um Hülfe schrie; die beiden Väter schüttelten sich gegenseitig freudig lachend die Hände. Und als nun noch der Herr Pfarrer sich mit den Worten an das glückliche Brautpaar wandte: „Und ihr lieben Brautleute, wollt ihr nun auch wirklich einander in all n Treuen —" da wurde er sogleich mit einem doppelten frohklingenden „Ja frili Herr Pfarrer!" unterbrochen und somit hatte auf einmal alle Liebesnoth ein Ende. — Von der glänzenden Hochzeit auf dem Römerhof und von dem pfiffigen Römerbauren, wie er sein räßes Aenni herumgekriegt habe, sprach man noch viele Jahre lang in der ganzen Gegend, aber auch von der Römerbäurin, wie manche Prise sie aus ihrer goldenen Dose genommen habe, um ihren heimlichen Chib zu verwürgen. Römer-Chrigi setzte sich mit seinem Rosi anfangs auf seinem Hof im Schachen. Er trug seine Frau auf den Händen; sie aber lohnte es ihm mit treuer Liebe und wußte klug und anständig ihre geistige Ueberlegenheit zur Aufrichtung seines Selbstvertrauens, daheim und vor den Leuten, zu nutzen. Nach der Mutter Hinscheid zogen sie zum Vater auf den Römerhof, wo dieser noch viele Jahre seines Sohnes wohlverdientes Ansehen genoß und ihm noch den siebenten Buben erziehen half.

Aerztliches Urtheil.

Ein reicher, aber geistig sehr beschränkter Herr war krank. Der Arzt, von dem Bedienten des Kranken nach dem Zustande seiner Herrn befragt, antwortete, derselbe sei bedenklich; der Patient rede irre und bringe kein vernünftiges Wort heraus. „Oh, Herr Doktor, wenn's nur das ist, so ist's nicht

gefährlich; das ist bei ihm schon fünfzig Jahre lang so und dabei war er sonst immer kerngesund."

Der Kuhkopf.

Ein Gelehrter, der nicht viel vom alltäglichen Leben verstand, wollte seinen Freunden einen Doktorschmaus geben und bestellte bei seiner Kostfrau ein stattliches Mahl. Als sie ihn nach dem Braten fragte, sagte er: „Einen Kalbskopf." — „Aber Herr Doktor, das geht nicht für ein paar Dutzend Gäste, das ist zu wenig." — „Nun so geben sie einen Kuhkopf," war die Antwort.

Ein Kindstheil.

Eine Mutter war endlich müde, ihr immerfort schreiendes Kind zu wiegen und weckte darum ihren Mann, daß er sie ablösen solle, indem er ja auch Theil an dem Kinde habe, wie sie. Da antwortete der Mann, „weist du was? wiege du nur deinen Theil, ich lasse den meinigen schreien, so lange er will," und legte sich ruhig auf das andere Ohr.

Der witzige Junge.

Zu Florenz war ein 5jähriger Knabe, der schon so erstaunlichen Witz hatte, daß er berühmt war und einst sogar zum Herzog an die Tafel zur Belustigung der Gäste geladen wurde. Da machte ein sonst auch für witzig bekannter Gast aus Neid die Bemerkung: aus solchen verfrühten Witzkindern gäbe es gemeiniglich im reifen Alter Dummköpfe. Darauf sagte der Junge zu ihm: „Sie sind gewiß in Ihrer Jugend auch ein Witzkind gewesen."

Der Litteratus.

„Sind Sie auch ein Litteratus?" (d. h. ein Gelehrter und Schriftsteller.) So fragte einst ein hoher Herr einen herumreisenden Musicus, der sich vor der vornehmen Herrschaft auf seinem Instrumente produzirte. Da antwortete unser Virtuose: „Halten's zu Gnaden, Durchlaucht, ich bin ein Schwabacher."

Leichter und schwerer.

Leicht ist dreierlei anzufangen,
Doch schwer zu eines End zu gelangen.
Leicht ist angefangen ein Krieg,
Aber schwer ist errungen der Sieg.
Leicht ist gemacht ein Riß zum Haus,
Aber es baut sich schwierig aus.
Leicht hat dir Gott ein Kind verliehen,
Aber schwer ist es zu erziehen.

Aus der Kinderlehre.

Frage: Kennst du den Spruch: So deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet er, so tränke ihn?"

Antwort: Ja, Herr Pfarrer.

Frage: Was sollst du also deinem hungernden Feinde thun?

Antwort: Ne fresse, Herr Pfarrer.

Frage: Wie viele Feste giebt es in der Christenheit?

Antwort: Drei.

Frage: Wie heißen sie?

Antwort: D's Neujahr, Ostern und der Usschießet.

Die Preßfreiheit.

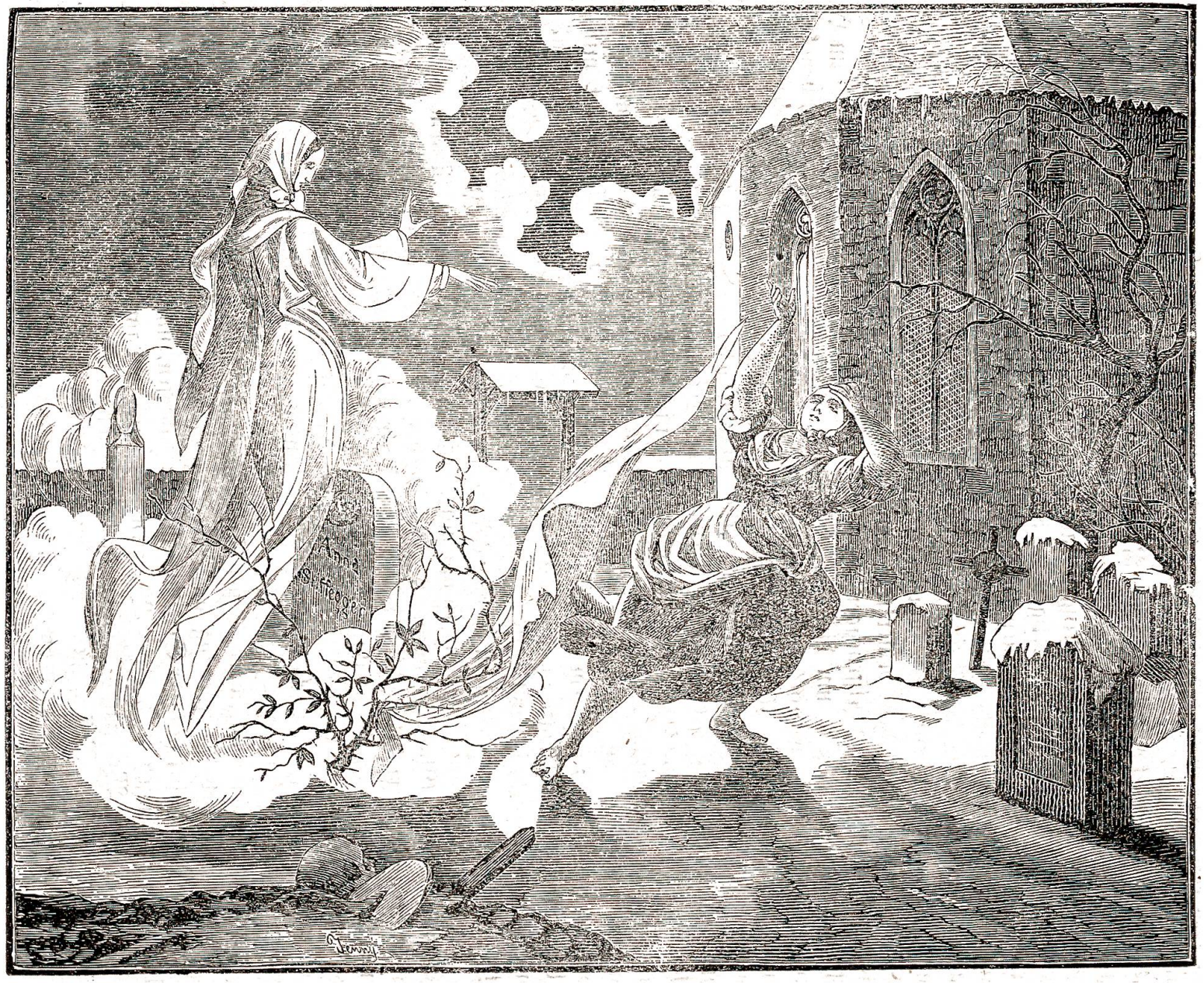
In einem Lande, wo Censur und Preßzwang herrschte, sagte Einer: „Der Kuß ist der einzige Druck, der bei uns keiner Censur unterworfen ist, und hierin allein haben wir Preßfreiheit.

Das Tischtuch der Seligen.

(Mit einer Abbildung.)

„Ach la mi um Gotts Wille im Friede mit dim Wienechtchindli, i mag gar nit dra denke," sagte der reiche Riffenegger, als ihm Bäbi, seine alte Haushälterin, der Kinder wegen, damit in den Ohren lag. Es war nicht aus Geiz, sondern aus Trauer über den Verlust seines Aenneli's, der brävsten Frau in der ganzen Gegend, die er vor wenigen Wochen im sechsten Kindbett verlor. Er war untröstlich, denn sie hatten sich so lieb gehabt, und die Feier der Weihnacht, wobei er sonst mit ihr über die Freude seiner Kinder und des ganzen Hausgesindes so seelenvergnügt war, kam ihm dießmal entsetzlich schwer über das Gemüth. „Aber was vermöu sich d'Ching um ihrer Mutter Tod, ist's nit besser, sie g'spüres nit wie Dir?" erwiederte Bäbi. „He nu su de, su rangschiers i Gotts Name, aber d's Tischtuch, wo mer angeri Mal derzu brucht hei, giebe n'i dä Rung notti nit füre, d's Aenneli selig het ja selber si liebe Name im Ecken druf brodirt." Bäbi gieng und ordnete, und mit allen ihren „Aber" bekam sie endlich auch das Tischtuch heraus, indem sie behauptete, die Verstorbene habe es noch auf dem Todbette so befohlen. Das „Wienechtchindli" kam auch dießmal in Riffeneggers gastliches Haus, fand das Tischtuch der Seligen, die es wohl kannte, schön glatt auf den langen Tisch in der Eßstube aufgedeckt und besetzte es wie gewohnt mit vielen schönen Gaben. Die Kinder jubelten vor Freude um den leuchtenden Baum herum, nur Eines fragte nach der Mutter, daß dem Vater das Herz brechen wollte; die Dienstboten aber kamen still zum Meister, ihm für die großmüthigen Gaben zu danken, und drückten ihm theilnehmend die Hand. Das Fest lief so sehr zu aller Beglückten Zufriedenheit ab, daß sie einhellig beschlossen, sie wollten alles die Nacht über auf dem Tische liegen lassen, wie sie es gefunden, um sich am Weihnachts-Morgen nach der Predigt noch einmal darüber erfreuen zu können. Das Eßzimmer ward verlassen und bald war es wieder still im ganzen Haus, wie in jeder andern Schlafnacht. Riffenegger aber konnte nicht schlafen. Er hatte bald nach der Frage des Kindes nach der Mutter das Zimmer der Freude verlassen, um sich auszuweinen. Nachdem er stundenlang herumgesessen, dann wieder auf- und abgegangen war, kam es ihm auf einmal vor, als hätte er etwas Ungewohntes im Hause gehört; da verließ er mit dem Lichte sein Zimmer und machte die Runde. Als er in das Eßzimmer kam, wie erschrack er da! Er meinte in den Boden zu versinken. Da stand die ganze Weihnachtsbescherung, nur mit ausgelöschtem Baume, ganz so da, wie er sie beim ersten Eintritt mit den Kindern gesehen, alles an seinem Plätzchen fein geordnet, wie unberührt, aber auf dem ungedeckten Tische — das Tischtuch der Seligen war verschwunden; ein Fenster stand offen und draußen sah er unverkennbar die Fußstapfen des kleinen Füßchens seines verstorbenen Aenneli's, nackt in den Schnee abgedrückt. — Vom ersten Schreck endlich wieder zur Besinnung gelangt, trieb ihn nun die Reue, die Selige durch seine Nachgiebigkeit wegen ihres Tischtuches noch im Grabe so beleidigt zu haben, ihren Fußstapfen nach. Er stieg durch das offene Fenster hinaus, denn das Eßzimmer lag im Erdgeschoß, und verfolgte die Spuren beim Mondschein durch den Garten, dann dem Weiher zu, dort wandten sie

Das Tischtuch der Seligen.



sich links, dem nahen Todtenhofe zu, immer gleich deutlich, daß man jeden Zehenendruck, wie von einem Lebenden, zählen konnte. Endlich beim Grabsteine seines Aenneli's angekommen, sah er etwas Weißes am Rosengebüsche des Nachbargrabes hangen, er stürzte darauf zu und traute seinen Augen kaum, denn es war das Tischtuch der Seligen, — das brodirte Eck mit ihrem Namenszuge war weg. Vom Schrecken überwältigt, raffte er das Tuch zusammen und gieng auf das Pfarrhaus zu, wo er noch Licht im Studierzimmer des würdigen Geistlichen bemerkte. „Um Gottes Willen, Freund Riffenegger, was ist Ihnen, was bringt Sie um diese feierliche Stunde so verstört zu mir? und was bedeutet dieß Leintuch?" Mit diesen Worten empfieng der Pfarrer den Unglücklichen. Als nun Riffenegger die ganze Begebenheit endlich mit Mühe auseinandergesetzt hatte, gieng der Geistliche noch einige Schritte, bedenklich den Kopf schüttelnd, im Zimmer auf und ab; dann setzte er sich zu seinem Freunde hin, nahm seine Hand und sagte zu ihm: „Glauben Sie mir, es gibt nichts Uebernatürliches unter dem Monde, so unbegreiflich uns auch oft manches vorkömmt. Wo käme es hin mit unserem christlichen Glauben, wenn die Seligen um irdischer Geringfügigkeiten willen die Gemeinschaft mit unserem Heilande, der sie aus diesem Jammerthal erlöst, wieder verlassen und die verwes'te irdische Hülle wieder anziehen müßten? Auch dieß Ereigniß wird sich einst ganz natürlich aufklären, lassen Sie sich dadurch die liebe Erinnerung an Ihre einträchtige Pilgerfahrt mit der Seligen nicht trüben; die Zeit wird auch Ihre Wunden heilen." — Am Weihnacht-Morgen nach der Kommunion kam Riffenegger noch ins Pfarrhaus, um Abschied zu nehmen, denn er mußte verreisen, um dem argen Gerede auszuweichen. Bäbi wußte nemlich auch schon um die Sache und des Herrn Pfarrers Köchin auch. Wo aber zwei Köchinnen eine Geschichte wissen, da bleibt sie kein Geheimniß mehr. Während Riffeneggers Abwesenheit verbreitete sich dieser Vorfall in der That sehr rasch von Mund zu Mund. Das Riffeneggersche Haus wurde berühmt, wie der Gottesacker des Dorfes und besonders das Grabmal des Aenneli. Als nach längerer Zeit Riffenegger wieder heimkehrte, fand er sein ganzes Hauswesen im besten Stande, seine Kinder wohlerzogen, seine Dienstboten noch alle im Hause und alles wie er es nur wünschen konnte, denn Bäbi war ein Capitalperson und konnte sich stellen wie ein Mann, wenn es darauf ankam, so daß es dem Meister, einige Seufzer der Erinnerung abgerechnet, wieder recht traulich vorkam in der alten Heimath. Da trat eines Abends das Kindermädchen vor ihn und sagte ihm, sie sei Braut mit dem Hausknecht, wenn er nichts dawider habe, sie hätte ihn aber nicht nehmen wollen, ohne vorher ihrem Meister etwas eröffnet zu haben, das ihr seit jenem Weihnachtsabend auf dem Gewissen gelegen sei. Riffenegger machte große Augen und und befahl ihr sogleich zu sprechen, er wolle ihr alles verzeihen. Da vernahm er denn, was folgt: An jenem verhängnißvollen Weinachts-Abend wollte nemlich die junge Kindsmagd, nachdem die Kinder zu Bette gegangen, das Eßzimmer aufputzen, und zog dazu, um alles Geräusch zu vermeiden, die Schuhe aus sammt den Strümpfen, um diese zu schonen, da zündete sie mit der Lampe unter den Tisch, um herabgefallene Nüsse wieder aufzuheben und verbrannte darob die brodirte Ecke mit dem Namenszug am Tischtuche der seligen Meisterin.

Gelöscht war das Feuer freilich bald, allein nun überkam sie der Schreck vor der Entdeckung. In ihrer Verwirrung wollte sie nun vor allem aus die Brandspuren vertilgen, räumte das Tuch auf das Sorgfältigste nach und nach unter den Gegenständen, die darauf waren, hinweg, sprang dann zum Fenster hinaus, durch den Schnee dem Weiher zu, fand diesen aber zugefroren und wollte sich nun bei des Pfarrers Köchin Raths erholen. Als sie aber in ihrem Jammer über den Gottesacker eilte, ward ihr plötzlich das Tuch aus den Händen gerissen und im Schrecken vermeinte sie die weiße Gestalt ihrer seeligen Meisterin drohend über sich zu sehen, denn sie war bei ihrem marmornen Grabsteine. Wie sie von da wieder heimgekommen, vermochte sie sich noch zur Stunde nicht zu erklären. Genug, nach einigen Wochen genas sie von einem hitzigen Nervenfieber, das sie sich durch den Schrecken und die Erkältung zugezogen hatte, und vernahm nun von den Umstehenden, man hätte sie am Weihnachtmorgen todtkrank und im Delirium in ihrem Bette gefunden. Was sie nun von der ganzen geheimnißvollen Geschichte, von der Verwirrung, die im Hause entstand und von der plötzlichen Abreise ihres erschrockenen und betrübten Herrn vernahm, flößte ihr große Furcht ein und hielt sie ab, den Sachverhalt anzugeben. So behielt sie denn ihr Geheimniß bei sich, bis die glückliche Heimkehr ihres ruhiger gewordenen Dienstherrn und ihre eingetretene Verlobung sie ermuthigten, ihr Gewissen endlich zu entlasten. Riffenegger dankte Gott für diese Eröffnung, theilte sie sogleich seinem Freunde im Pfarrhause mit und so klärte sich die räthelhafte Gespenstergeschichte von dem Tischtuche der Seligen, welches einfach an dem Rosenstrauche eines Grabes hängen geblieben war, auf die natürlichste Weise der Welt auf.

Vor Gott sind wir alle gleich.

Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. pflegte sich Abends während dem Niederlegen von seinem Kammerdiener ein Abendgebet vorlesen zu lassen, wobei er mit größter Andacht zuhörte. Einst, als ein neuangekommener Kammerdiener das Gebet zum ersten Mal vorlas, glaubte er es der Ehrfurcht gegen seinen Herrn schuldig zu sein, die Worte: „der Herr segne dich", wie sie im Gebete standen, abändern zu müssen, und sagte: „Der Herr seane Ew. königliche Majestät. — „Was liest er da?" rief der König. Der arme Mensch ward bestürzt und, in der Meinung, dem Monarchen durch den Zusatz noch nicht genug Ehre gegeben zu haben, sagte er nun: „Der Herr segne Allerhöchst Ihre königliche Majestät." Hierüber gerieth der Monarch in höchsten Zorn und rief: „Willst du mir das Gebet verhunzen? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfott, wie du. Dich heißt es, er segne dich, dich! Gegen Gott bin ich nur ein armer Wurm!"

Dumme Frage.

„Fritz," sagte ein Vater zu seinem Sohne, „Fritz, du mußt dir eine Frau nehmen." „Ja, Vater," antwortete Fritz, „aber wessen Frau?"

Noch dümmer.

Ein etwas einfältiger Büchertrödler wurde gefragt, ob er „die Stunden der Andacht" allenfalls besitze. Nein antwortete er, hingegen „Tilliers Geschichte des Freistaates Bern."

Rede und Gegenrede.

A.	Der Branntwein ist doch gut	—	B.	Die Leute zu verderben.
„	Bringt lustiges Leben,	—	„	führt früh zum Sterben,
„	Giebt Manchem Brod,	—	„	Millionen den Tod,
„	Schafft viele Freuden,	—	„	die werden zu Leiden,
„	Erwecket den Muth,	—	„	daß man Böses thut.
„	Er stärket den Magen,	—	„	daß man nichts kann vertragen,
„	Er wärmt im Winter,	—	„	daß Viele erfrieren;
„	Dient in der Wirthschaft	—	„	zum Ruiniren;
„	Giebt Kraft dem Trinker,	—	„	bis zum Umfallen;
„	Macht beherzt zum Reden,	—	„	ja, Unsinn zu lallen;
„	Er hilft im Handel,	—	„	betrügen,
„	Es loben ihn doch Viele,	—	„	sie lügen.

Ein junger Diplomat.

„Was machen Vater und Mutter?" fragte man einen Appenzellerknaben. Dieser antwortete: „Der Vater backt vorausgegessenes Brod und die Mutter macht bös auf bös." Als man nun wissen wollte, was das bedeuten solle, meinte der Junge: „Der Vater hat das Mehl, welches er verbacken hat, noch nicht bezahlt und die Mutter flickt ein zerrissenes Kleid mit alten Lappen."

Die Uebelhörenden.

Der in hohem Greisenalter stehende König Ludwig von Bayern, bekanntlich ein sehr kunstliebender Fürst, brachte öfters längere Zeit in Rom zu. Er leidet stark an Harthörigkeit. Bei seiner letzten Anwesenheit in der berühmten Stadt speiste ein ebenfalls übelhörender Maler aus München an seiner Tafel. Der König sprach mit ihm über eine Kirche und fragte ihn später nach seinen Familienverhältnissen: „Wie alt ist Ihre Frau?" Der Maler meinte, der König spreche noch von der Kirche und antwortete: „Sie ist etwa aus dem 15. Jahrhundert." Der fragende König hatte aber dieses auch nicht verstanden und fragte weiter: „Wie viele Kinder haben Sie?" — Der Maler hinwieder, in der Meinung, es handle sich noch immer um die Kirche, antwortete: „Sie fängt ihres Alters wegen an baufällig zu werden."

Gut geantwortet.

Eine freundliche Alte, welche das 74. Jahr zurückgelegt hatte, wurde gefragt, in welchem Alter eigentlich die Frauen aufhören zu lieben? Das weiß ich nicht, antwortete sie, da müßt ihr eine ältere fragen!

Noch besser.

Nach Bonaparte's ersten Feldzügen in Italien ward ihm bei Tafel eine Dame durch unmäßige, immer wiederholte Schmeicheleien lästig. „Was kann man in der Welt sein, wenn man nicht General Bonaparte ist?" rief sie aus. Er erwiederte ganz trocken: „Eine gute Hausmutter, Madame."

Wer ist einer Krone werth?

Derjenige, den das Glück nicht verblendet und das Mißgeschick nicht entmuthigt.

Was ist das Leben?

Mir ist, ich weiß nicht wie? Ich seufze für und für,
Ich weine Tag und Nacht, ich sitz' in tausend Schmerzen,
Und tausend fürcht' ich noch. Die Kraft in meinem Herzen
Verschwind't, der Geist verschmacht't, die Hände sinken mir.
Die Wangen werden bleich, der schönen Augen Zier
Vergeht, gleich als der Schein der schon verbrannten Kerzen.
Die Seele wird bestürmt, gleich wie die See im Märzen,
Was ist dies Leben doch? Was sind wir? ich und ihr?

Was bilden wir uns ein? Was wünschen wir zu haben?
Jetzt sind wir hoch und groß und morgen schon begraben;
Jetzt Blumen, morgen Koth! Wir sind ein Wind, ein Schaum;
Ein Nebel oder Bach, ein Reif, ein Thau, ein Schatten;
Jetzt 'was — und morgen Nichts. Und was sind unsre Thaten,
Als ein mit herber Angst und Pein vermischter Traum!

Wahrheit.

Wahrheit ist das leichteste Spiel von allen.
Stelle dich selber dar,
Und du läufst nie Gefahr,
Aus deiner Rolle zu fallen.

Die böse Zeit.

Ihr, die ihr über böse Zeit
Mit finster'm Mißvergnügen schreit,
Was wollt ihr auf die Zeiten fluchen?
Der Grund der bösen Zeit ist in euch selbst zu suchen.

Fürchterliche Schneestürme und Lawinenstürze im Jenner 1863.

(Mit einer Abbildung.)

Das Neujahr 1863 brachte den Alpengegenden eine merkwürdig veränderliche und launenhafte Witterung. Während auf der Nordseite der Gebirge bis an den Rhein die milde Luft und Sonnenschein schon die Wiesen zum Grünen brachten und Frühlingsblumen hervorlockten, fiel über dem Kamm der Alpen und an ihren sonst viel geschützten Südabhängen eine ungeheure Masse Schnee bis gegen die Mitte des Monats, wodurch auf verschiedenen Punkten große Unglücksfälle herbeigeführt wurden, von denen wir einige erwähnen wollen.

1. Die Verschüttung des Dorfes Bedretto im Tessin durch Lawinen, am 7. Jenner. (Siehe das Bild.)

Bedretto liegt in der Mitte des malerischen Seitenthales gleichen Namens, das gerade jenseits (mittäglich) des Gotthards, von der Quelle des Tessins und dem Nufenenpaß nach Airolo, wo die vom Gotthard herunterkommende Straße den Thalboden erreicht — sich hinzieht. Die verschiedenen Dörfer dieses hochgelegenen Thales sind häufig Lawinen (Schnee-Lauinen) ausgesetzt, aber solche Gefahren und Unglücksfälle, wie jetzt, hatten sie selten gesehen. Vom Morgen des 5. Jenner hinweg dauerte der Schneefall, bis der Schnee zuletzt eine durchschnittliche Höhe von zehn Schuh erreicht hatte. Die Luft war beständig verfinstert, die untern Thüren und Fenster der Häuser waren vergraben, Dächer und Kamine hoch überthürmt und die beängstigten Bewohner horchten in ihrer schauerlichen Einsamkeit auf den von Zeit zu Zeit erschallenden Donner stürzender Lawinen oder den Hülferuf halbverschütteter Menschen. Im ganzen Thale sollen nur 13 erwachsene Männer, von denen mehr als die Hälfte krank und arbeitsunfähig waren, sich zu Hause befunden haben,

weil nach alter Gewohnheit die Mehrzahl in dieser Jahreszeit des Erwerbs wegen sich auswärts befindet. Am 7. Jenner Mittags wurden plötzlich die Bewohner von Bedretto durch das dumpfe Getöse einer ungeheuern Lawine aufgeschreckt, die mit furchtbarer Gewalt auf den westlichen Theil des Dorfes herabrollte, fünf der größten und bevölkertsten Wohngebäude hoch überschüttete und den Inwohnern ein grausiges, riesenhaftes Schneebett bereitete. Die wenigen gesunden Männer, von den Frauen und Mädchen, welche Männerkleider übergeworfen hatten, begleitet und auf das Muthigste unterstützt, eilten auf die Unglücksstätte. Ohne Schonung des eigenen Lebens suchten sie, mitten in der größten Gefahr, zu retten und Hülfe zu bringen, wo Hülfe noch möglich war. Ihren hingebenden Anstrengungen gelang es, nach und nach 16 der Verschütteten lebendig und mehrere bereits todt ans Tageslicht zu fördern. Es dauerte jedoch bei vierundzwanzig Stunden, bevor aus den benachbarten, aber in dieser Zeit durch Schneemassen von einander abgeschnittenen Ortschaften Villa, Osasco und Fontana, auf erhaltenen Bericht hin, Hülfe anlangte. Endlich erschienen 28 Männer auf dem Schauplatze, um die Erschöpften in der mühevollen Arbeit mit frischen Kräften abzulösen. Aber schon war es für viele der Verschütteten zu spät. Leider konnten nur noch zwei Brüder, ein blinder junger Mann und ein lahmer Knabe, lebend dem Schneegrabe, in dem sie gegen fünfzig Stunden zugebracht hatten, entrissen werden. Sie gehörten zu einer Familie von acht Personen, von welchen Vater und Mutter und vier Töchter bereits todt hervorgegraben wurden. Die Hunderte, welche später zur Unterstützung nachrückten, stießen beim Ausgraben nur noch auf Todte. Eine Lehrerin wurde stehend, bis zum Oberleib in die Schneemasse versenkt gefunden und schien zu schlafen; aber schon war ihre Seele entflohen Als die letzte der Leichen herausgeschaufelt und den andern beigesellt war, zählte man im Ganzen 29 Todtgebliebene — ein trauervoller Anblick. Ein Augenzeuge, der mithalf, schreibt: „Es war ein wehmüthiges, herzdurchschneidendes Tagewerk, ein Todtengräberdienst eigener Art, Mütter und Säuglinge, erwachsene Töchter und Knaben und Mädchen und wieder Greise mit Silberhaaren aus dem kalten nassen Grabe herauszuschaufeln, um sie dann wieder dem Boden zu übergeben. Alle wurden auf dem Friedhofe zu Villa, in einem großen Grabe, in geweihter Erde bestattet. Unter den 18 lebendig herausgegrabenen Personen waren 10 mehr oder weniger schwer verletzt. Im Ganzen wurden 14 Familien von dem Unglück betroffen, und von diesen Familien waren 26 Mitglieder, Väter, Brüder, Söhne, abwesend von der Heimath. Welche Nachrichten empfiengen diese! und welche wehmuthsvolle Heimkehr erwartet dieselben, wenn sie statt der Ihrigen nur ihr Grab antreffen und die eigenen Wohnungen und den Wohlstand der Ueberlebenden zerrüttet finden werden. Auch andere Häuser, Stallungen und Scheunen zu Bedretto sammt dem darin befindlichen Vieh wurden beschädigt Der bis jetzt bekannte Schaden an materiellem Gut wurde auf circa 60,000 Franken geschätzt."

In den nämlichen Tagen und bis zum 13 Jenner litten mehrere andere Ortschaften dieser Gegend an den Folgen von Schneestürmen und Lawinen. Zu Madrano wurde ein Haus vernichtet und ein alter Mann fand den Tod. — Ebendaselbst, so wie zu Prugnasco, Ponte, Albinasco, Fontana und Airolo sind Häuser und bei 30 Stallungen mit Vieh verschüttet und von letzterm wenig gerettet worden. In letzterm Flecken waren vom 7. auf den 8. Jenner mehrere Häuser stark bedroht von einer Lawine, die aus dem Tobel Velascia hervorstürzte. Die Bewohner konnten sich flüchten. Die Lawine zerstob glücklicherweise am Ausgang des Tobels, auf dem weniger schroffen Abhang. Im Livinenthal, zu St. Antonio und Carena haben die Lawinen bei sechszehn mit Heu gefüllte Ställe und ein Haus, aus dem die Bewohner entfliehen konnten, überschüttet. Auf dem Berge Soladino wurden 130 Stück Vieh und 22 Personen aus dem Dorfe Someo, welche ersteres besorgten, so von Schneestürmen überfallen, daß es vier Tage und die Arbeit von mehr als hundert Personen brauchte, um den Zugang zu ihnen frei zu machen. Vier Männer waren von einer Lawine ergriffen, einer

Fürchterliche Schneestürme und Lawinenstürze im Jenner 1863.

5

derselben in einen Abgrund geschleudert worden. Man konnte drei retten, den vierten auch aus der Tiefe emporziehen; dieser starb aber an den erhaltenen Wunden.

2. Schreckliches Unglück durch Einsturz eines Kirchendaches zu Locarno infolge Schneedrucks.

Eine der Hauptstädte des Kantons Tessin, Locarno (deutsch Luggaris), am nordwestlichen Gestade des Langensee's (Lago maggiore) gelegen, erlitt am 11. Jenner ein furchtbares Unglück, ebenfalls infolge des ungewöhnlichen Schneefalls seit Beginn des Jahres. Es war an einem Sonntag Nachmittag, als gegen 3 Uhr in der Pfarrkirche St. Antonio bereits eine ziemliche Anzahl Personen, meist weiblichen Geschlechts, versammelt war, um der Christenlehre beizuwohnen. Die Schulkinder jedoch waren glücklicherweise noch nicht gekommen, wurden aber jeden Augenblick erwartet. Da erdröhnte der ganze Tempel. Mit donnerartigem Rasseln, wie wenn der Blitz ganz nahe einschlägt, fiel das unter der ungewohnten Schneedecke erdrückte, altersschwache Dach zusammen und auf das dünne Kirchengewölbe, welches sogleich in seiner einen Hälfte barst und mit der Last von Balken, Steinen, Kalk und Staubwolken die Untenstehenden bedeckte! Ein furchtbarer Schrei und Klageton erfüllte den ganzen Raum und zerreißendes Wehgeschrei drang aus dem wüsten Trümmerhaufen, welcher gleichsam zu rauchen schien und anfänglich nichts deutlich erkennen ließ, während durch das geöffnete Dach der graue Himmel herunterblickte. Wer noch in dem nichtverschütteten Theil der Kirche aufrecht stand, suchte sich zu retten durch Thüren und Fenster, soweit sie nicht versperrt waren; jeden Augenblick erwartete man neuen Einbruch Augenblicklich verbreitete sich die Schreckenskunde wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt. Jedermann, der nicht die Seinigen bei sich sah, erblaßte vor Angst und eilte hin. Hülfe kam von allen Seiten und man schritt zum Ausgraben. Die Kirche bot einen entsetzlichen Anblick dar. Fast alle Todten waren zerrissen und in hunderterlei Art furchtbar zerschmettert und entstellt. Man hörte hie und da jammernde Stimmen unter den blutgetränkten Schuttmassen hervor nach Hülfe und nach ihren Verwandten rufen. Diese suchten angsterfüllt nach einer Tochter, einer Mutter, Frau oder Schwester. Da sah man zerstreut bald einen Arm hervorragen, dort einen vom Rumpf getrennten Kopf, zersplitterte Beine, Augen, die aus der Höhlung hervorquollen. Mancher der Leichname, meistens rückwärts gebeugt, bedeckte eine andere noch lebende, schwer verletzte Person und hielt sie in der Erstarrung des Todes gewaltsam umfaßt; — manche konnte erst nach stundenlangem Todeskampf aus der Umfassung befreit werden. Bis Abend 8 Uhr zog sich die Arbeit hinaus. Sieben Todte und sieben Schwerverwundete wurden von den Ihrigen noch gleichen Abends heim gebracht. Die andern wurden hinter dem Chor und in der Sakristei ausgestellt, damit die Verwandten, wo es noch möglich, die Reste der Angehörigen erkennen könnten. Jeder Unterschied des Alters und des Standes war hier aufgehoben; in diesem traurigen Haufen von zerrissenen Leibern befanden sich blühende Jungfrauen, Mütter zahlreicher Familien, Wittwen, welche arme verwaiste Kinder hinterließen. Im Ganzen waren als Opfer dieser selten erhörten Katastrophe außer den sieben Schwerverwundeten 46 Personen todt geblieben, wovon 45 weiblichen Geschlechts, 8 Verheirathete, 6 Wittwen, 32 Unverehelichte. Neunzehn waren von Locarno, 20 aus andern Gemeinden des Kantons, 7 aus dem Ausland; jedoch kein einziges Kind, und nur eine Person männlichen Geschlechtes. Die meisten der Verunglückten standen in vorgerücktem Alter und gehörten der arbeitenden Klasse an. Die ungewöhnliche Schneemasse auf den Straßen und Wegen hatte eine größere Menge von Menschen abgehalten, die Kirche zu besuchen, so daß aus diesem Grund, der doch auch das Unglück verursacht hatte, weniger Leute Opfer desselben wurden, als dieß sonst der Fall gewesen wäre. Die ganze Stadt und Gegend war, wie man sich denken kann, in tiefe Trauer versetzt. Die Todten wurden unter allgemeiner Theilnahme gemeinsam beerdigt. Behörden und Einwohner von Locarno scheuten keine Anstrengungen, um die Folgen des Unglücks zu mildern. —

Der im Kanton Tessin während den erzählten Jammertagen verursachte Schaden ist auf beiläufig 700,000 Franken angeschlagen worden. Auch andere Gegenden, Appenzell, Toggenburg, Graubünden, Wallis u. s. w. wurden, wenn auch in minder auffallendem Grade, heimgesucht. Ueberall in der Schweiz fanden zum Besten der Verunglückten und ihrer Hinterlassenen Sammlungen Statt. Das plötzliche Hereinbrechen von Tod und Verderben über friedliche Ortschaften und zahlreiche Familien erschütterte alle Herzen und eröffnete sie dem Mitleid so, daß die wohlthätigen Beiträge bald in die Hunderttausende stiegen. — So wird der Mensch und sein Geschlecht und werden Familien, Ortschaften, Gegenden, wie ganze Völker schwer heimgesucht und vom Himmel gemahnt, auf daß sie nicht übermüthig und selbstsüchtig werden und erschlaffen in Glück und Frieden, sondern demüthig ihre eigene Ohnmacht erkennen und die Herzen offen behalten für christliche Liebesthat und Aufopferung für den Nächsten.

Das eidgenössische Freischießen zu La Chaux-de-Fonds, 1863.

In den Urkantonen, zu Stanz, im grünen, felsenumgürteten Unterwaldnerland, bei den Nachkommen der ersten Begründer der schweizerischen Freiheit war das vorige schweizerische Ehr- und Freischießen abgehalten worden, 1861. Für dieses Jahr 1863 aber nahm das große Volks- und Waffenfest seinen Sitz zu La Chaux de-Fonds an den äußersten Schweizergränzen gegen Frankreich, in einem hoch gelegenen Juraibal des Neuenburgergebietes, der jüngsten unter den schweizerischen Republiken, wenigstens in Bezug auf völlige Befreiung von fürstlicher Gewalt. Denn im Uebrigen gehörte Neuenburg trotz seiner Fürsten und mit denselben zu den ältern Bundesgenossen Berns und der Schweizer und kämpfte schon zu Grandson und Murten in ihren Reihen tapfer mit gegen die Uebermacht Karls des Kühnen. Hier war also Schweizerboden seit 400 Jahren und schlugen, trotz mannigfaltiger Schicksalswechsel des Ländchens und seiner Bewohner, treue Schweizerherzen. Mit besonderer Begeisterung nahmen die kunst- und gewerbsfleißigen, aber auch heißblütigen Bergbewohner zu La Chaux-de-Fonds und im nahen Locle, so wie die Einwohner der ganzen Landschaft Neuenburg und ihrer Hauptstadt, die Ehre auf, die Miteidgenossen in ihrer Mitte zu beherbergen und nach Kräften zu bewirthen. Alles wurde aufgeboten, um den Empfang und das Fest recht großartig und glänzend zu machen. Abgesehen vom äußern Glanze und Reichthum der Festeinrichtung und der Ehrengaben hatte das bevorstehende Ehr- und Freischießen eine mehrfache hohe und schöne Bedeutung. Es war eine volksfestliche Erneuerung und Bestätigung des Bundes der Eidgenossen mit dem neuen ganz schweizerisch gewordenen Kanton. Es war ein Ehrentag für den Festort, der aus einem kleinen armen Dörflein binnen kaum eines Jahrhunderts durch unermüdlichen Fleiß, Erfindungsgeist und Strebsamkeit zu einer selbst die Hauptstadt an Bevölkerung überragenden, reichen Ortschaft geworden ist, welche mit den ersten Städten der Schweiz an Glanz, Wohlstand und Gastfreundschaft, aber nicht weniger an gemeinnützigen und Bildungsanstalten wetteifern kann. Endlich sollte auch die freundliche Aufnahme der Gäste aus Deutschland, Italien und Frankreich und der Anblick unseres Landes und Volkes, seines praktischen Sinnes, seiner Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit, Wohlhäbigkeit und Cultur, neben der Freiheit und Toleranz einen für uns günstigen, für sie belehrenden Eindruck ausüben, was denn gewiß auch nicht ohne Erfolg bleiben konnte für unsere freundschaftlichen politischen, kommerziellen und gewerblichen Beziehungen zu den Nachbarländern. Die Achtung des Auslandes ist eine der besten Schutzwehren unserer Gränzmarchen und unserer Unabhängigkeit. —

Bevor wir den Beginn des Festes beschreiben, wollen wir noch über die Einrichtung und den Schießplan Einiges bemerken. Der Gesammtbetrag aller Ehrengaben und Preise war auf die bisher noch nie dagewesene Summe von 375,547 Franken gestiegen. Von dieser Summe waren 163,103 Franken geschenkte Freigaben, (die zuletzt bis auf 171,000 Fr. anstiegen), 7000 Franken von der Centralkasse beigeschossen und die übrigen 205,444 Franken vom festgebenden

Das eidgenössische Freischießen in La Chaux-de-Fonds, 1863.

Ort und Aktienverein ausgesetzt. Nach einem für die Mehrheit der Schützen günstigern Plane wurden mehr als früher die sämmtlichen Stichscheiben — also nicht nur die erste, Namens Vaterland — mit großen Preisen bedacht, und die Feldscheiben den Standscheiben annähernd gleichgestellt. Auf die Stand-Stichscheibe Vaterland fielen Fr. 37,076, wovon ein erster Preis von Fr. 2800. Auf die Feld-Stichscheibe Vaterland Fr. 36,367, mit einem ersten Preis von Fr. 2000. Die übrigen 5 Stand-Stichscheiben Winkelried, Erlach, Reding, Wengi und Baillod*) hatten jede einen ersten Ehrenpreis von Fr. 1000 und sodann circa Fr. 15,000 an Gaben. Ungefähr eben so viel erhielten die 5 Feld-Stichscheiben Rhein, Rhone, Reuß, Aar und Tessin. Auf die sämmtlichen Stand-Kehrscheiben wurden Fr. 11,000 an Ehrenpreisen und Fr. 46,740 an gewöhnlichen Gaben gelegt, und ebensoviel auf die Feld-Kehrscheiben. Ueberdies waren 2 besondere Scheiben „Industrie" aufgestellt, für den Standstutzer „Jean Richard" und für den Feldstutzer „Jaquet-Droz" mit besondern Vergünstigungen. Ueberhaupt war die ganze Einrichtung lokend und lobenswerth nnd konstatirte die stete Verbesserung des Schießwesens, namentlich aber in Bezug auf die weitern Distanzen mit Anwendung der Feldbüchse.

Von den Gränzmarchen und aus der Mitte der Schweiz in allen Richtungen nach den Neuenburgerbergen, war man bereit zum festlichen Empfang der eidgenössischen Mutterfahne. Dieselbe nahm mit dem alten Centralkomite durch das Organ seines würdigen Präsidenten „Odermatt" feierlichen Abschied von Stanz am 10. Juli und schiffte, von einigen hundert Schützen der Urkantone mit dem Träger des Harsthorns aus den Burgunderkriegen begleitet, über den See nach Luzern, durch dessen geschmückte Straßen der Zug nach dem Schützenhause gieng, wo ein Ehrentrunk und das Mittagessen desselben harrte. — Von hier aus gaben der Fahne nebst den Waldstätten auch die Luzernerschützen das Geleite, die Pannerträger in der alten Nationaltracht. Abends 6 Uhr gelangte der Zug nach dem zum Nachtquartier bestimmten Solothurn und hielt unter Kanonendonner seinen Einzug durch das mit Kränzen und alten Waffenrüstungen geschmückte Bielthor und die bekränzten Gassen. Abends Banket und Ständchen der Gesangvereine, Illumination der St. Ursenkirche. Am folgenden Morgen, Samstags, brauste der immer gewaltiger anschwellende Schützenzug längs dem Fuße des Jura durch die solothurnischen und bernischen Ortschaften nach Biel, wo Halt, festlicher Empfang und Bewirthung stattfand. Dann gings längs dem blauen See über Twann, Ligerz, Neuenstadt nach Landeron, unter dessen Ehrenpforten die neuenburgischen Autoritäten die eidgenössische Fahne und ihre Begleitung bewillkommten. Um 10 Uhr Morgens schon langte man in der Hauptstadt an, welche ihr schönstes Festkleid angezogen hatte. Zwei geschmackvolle Triumphbogen mit gemalten Bildnissen von Schweizerhelden geziert, beflaggte Masten und Blumenkränze überall! Inmitten der jubelnden Volksmenge erfolgte der Einzug, der Empfang mit verschiedenen Reden und die reichliche Bewirthung der werthgeschätzten Gäste. Ebenso glich die weitere Fahrt in's Gebirge über Corcelles, Chambrelien, Geneveys und Convers durchs Ruz-Thal und den langen merkwürdigen Tunnel u. s. w. einem fortwährenden Triumphzug, öfters durch Halte und Erfrischungen unterbrochen. Um 5 Uhr Abends war glänzender Einzug zu La Chaux-de-Fonds, dessen Straßen, Plätze und Häuser nicht weniger von Blumenkränzen und Inschriften geziert und von einer sonntäglich geschmückten Menge belebt waren.

Ein anderes belebtes Bild bot auch der Ein- und Durchzug der deutschen Schützen durch das Schweizerland dar. Von Frankfurt und andern Orten her langten dieselben etwa 300 Mann stark, am 10. Juli Abends 5 Uhr in Basel an, das seine Aufgabe als Schlüssel und Vorposten der schweizerischen Nation den Vertretern des befreundeten deutschen Volkes bei unserm Freischießen einen würdigen Willkomm zu bereiten, mit Freuden und auf das Trefflichste ausführte. Herzlicher Empfang am Bahnhof, festlicher Einzug, geschmückte Straßen, treffliche Quartiere, Abends Bankett, Beleuchtung, Musik und feuriger Trank aus silbernen Pokalen, nichts fehlte. Und wie die Basler die Bewirthung ihrer Gäste nicht nur in Speise und Trank, sondern auch in gemüthlicher und geistiger Unterhaltung verstehen und üben, das wissen wir Schweizer aus Erfahrung. Die allgemeine Theilnahme der Bevölkerung von Basel erhob dieses Empfangsfest zu einer mehr als gewöhnlichen Bedeutung. Am Samstag führte die Eisenbahn den deutschen Schützenzug, dem sich viel Schweizer anschlossen, durch die Landschaft Basel, deren Orte und Bewohner ebenfalls ihr Bestes thaten; dann durch den Hauensteintunnel nach Olten, wo während eines kurzen Haltes und freundlicher Bewirthung ein eigenthümliches Schauspiel die deutschen Gäste erfreute. Nämlich eine kleine Armee von 1200 Cadetten von Olten und aus dem Aargau, sowie der Umgegend, unter dem Commando des Obersten Schwarz, defilierte, paradierte und manövrierte vor ihnen, so daß ihre Herzen erbebten vor Rührung und Wohlgefallen. Bei 20 ebenfalls bewaffnete und uniformirte Frankfurter Cadetten (Jugendwehr), die über Aarau gekommen waren, machten diese Uebungen mit und wurden von ihren jungen Kriegskameraden gebührend gefeiert. Auf der Weiterreise, in allen Ortschaften, besonders aber in Langenthal, Herzogenbuchsee, Solothurn, Biel und Neuenburg, wo der Zug gegen Abend anlangte, war der Empfang so herzlich und festlich als möglich. Von allem auf dem Wege Gesehenen, Gehörten und Genossenen beinahe berauscht und betäubt, langten die Deutschen erst gegen 10 Uhr Nachts im Festorte an und suchten bald die nöthige Ruhe von den Strapazen dieser Jubelreise!

Sonntag den 12. Juli Eröffnung des Schießens. Bei herrlichem Sonnenschein, aber etwas starkem Wind, in welchem die zahlreichen und vielfarbigen Flaggen und Banner lustig flatterten, sammelten sich von 9 Uhr Morgens an die Theilnehmer des Zugs und die zahllose Menge der Zuschauer in den grün bekränzten Hauptstraßen und Plätzen von La Chaux-de-Fonds. Von der Place d'armes und dem nach der neu errichteten Statue des berühmten Malers Leopold Robert getauften Platze aus, durch die Straße gleichen Namens bewegte sich gegen 11 Uhr die bei 6000 Mann starke Colonne nach dem Festplatz. Voran Guiden zu Pferd, Scharfschützen, Cadetten, die rothe Zeigerschaar und Musik; dann die große eidgenössische Fahne; die Präsidenten und die Komites, die Staats- und Ortsbehörden und die endlose Reihe der Schaaren der Schützen mit ihren vielfarbigen Pannern, darunter die stattlichen Deutschen in ihren grau und grünen Tyroler-Joppen und Hüten. Zum Schlusse die Läuter und ein Scharfschützenzug. Alle Fenster der mit Grün und Blumen-Draperien und Flaggen gezierten Häuser, vom schönen Geschlechte besetzt, welches mit Händen und Tüchern freundlich winkte; in den Straßen zahllose Volksmenge. Unter unendlichem Jubel langte die Spitze der Heersäule auf dem vor der Stadt in der Nähe des Bahnhofs gelegenen Festplatze an. Derselbe bildet ein länglichtes Viereck. Auf der einen Seite dehnt sich die lange Schießhütte aus, ein einfacher, ernster Bau, dessen Mitte das ständige Schützenhaus bildet, welches im zierlichen Oberländerstyl, mit geschnitztem Holzwerk, flachem Giebeldach, von großen Steinen beschwert, gebaut ist. Dem Schießstand parallel ziehen sich auf der Hügelreihe zwei Linien von zusammen 120 Scheiben hin. Auf der entgegengesetzten Seite des Festplatzes steht die Festspeisehalle, über dessen Mitteleingang ein großes Gemälde die Helvetia darstellt, wie sie sich auf einen kräftigen Schweizerschützen mit dem Neuenburgerwappen stützt. An der westlichen Giebelseite der Tod Winkelrieds, an der östlichen der Apfelschuß Wilhelm Tells. Im Innern waren die Säulen grün umwunden und mit Wappenschilden und Fahnen geziert. Von den Deckbalken hiengen an mannigfach verschlungenen Guirlanden zierliche Gasleuchter. Zwischen beiden langen Gebäuden am obern Ende des Festplatzes erhebt sich der geschmackvolle

*) Ein tapferer Neuenburger, welcher im Burgunderkrieg an der Zihlbrücke die Schaaren des Grafen von Romont aufhielt.

achtekige Gabenpavillon, aus welchem durch die durchsichtigen Wände von Spiegelglas, eine in solcher Pracht und Mannigfaltigkeit noch nie gesehene Menge von Ehrenpreisen und Gaben funkelte. Pokale von allen Formen und Größen, zum Theil vergoldet oder emaillirt, Etuis mit Gold- oder Silbermünzen, mit Gold- und Silberbarren, Silber-Servicen und Geschirren; Schmucksachen, Waffen und Meisterwerke von Uhren in Unzahl. Ueber den 4 Giebeln des Pavillons zeigen sich die Bilder von Reding, Erlach, Wengi, Baillod und an der Vorderseite die Inschrift: „Die Schweizer aus allen Welttheilen weihen ihren Tribut dem Vaterlande." Ueber den Zinnen erhebt sich eine thurmartige Säule, um die Fahnen aufzunehmen.

Nachdem sich die Ehrenkomites auf der Estrade vor dem Gabentempel und die Schützenschaaren und Zuhörer auf dem weiten Plan aufgestellt hatten, übergab der alte Präsident „Odermatt", eine ehrwürdige Gestalt, die an die alten Schweizerhelden mahnte, die eidgenössische Schützenfahne dem neuen Präsidenten, mit einer wahrhaft inhaltsvollen Rede, welche alle Herzen mit Rührung und vaterländischer Begeisterung erfüllte. Ebenso antwortete der neue Präsident Lesquereux, der hier wie bei dem darauf folgenden Essen treffliche, beherzigenswerthe Worte der Mäßigung und edler Gesinnung aussprach. Nach Aufpflanzung der großen Fahne mit dem weißen Kreuz auf die höchste Spitze der Fahnenburg, so wie der übrigen anwesenden Panner, gab ein Kanonenschuß das Zeichen zum Mittagessen, an welchem über 4000 Personen theilnahmen, und wobei es an beredten Worten und Toasten auf das Vaterland und alles Edle und Schöne von Seite der Schweizer, der Deutschen und Italiener ebensowenig fehlte als an den folgenden Tagen, auf welche wir aber hier wegen Mangel an Raum nicht näher eintreten können. — Bald ertönte ein zweiter Kanonenschuß, mit welchem das Knattern der Stutzer in der Schießhütte so eifrig begann, daß Abends schon über 50,000 Schüsse gefallen waren und die bekannten Hauptschützen, Staub, Knutti, Knecht, Streif, Bänzinger, Vautier, Hotz u. a. schon ihre Nummernbecher und Preise für 25 Cartons im Stand und 80 im Feld errungen hatten. So gingen an den folgenden Tagen, von Montag den 13. bis Dienstag den 21. Abends, das eifrigste Wettschießen, die von Reden und Toasten gewürzten Mittags- und Abendbankette, die feierliche Bewillkommung neu ankommender oder Verabschiedung der abziehenden Schützen und Panner, die jubelnde und mitunter humoristische Abholung, Ueberreichung und Einweihung der gewonnenen Becher — unter der fortdauernden lebhaften Theilnahme der männlichen und weiblichen Besuchsgäste — den gewohnten und bekannten Gang fort, so daß wir blos einige Hauptvorfälle zu erwähnen brauchen.

Am Montag, wo die Zürcher bei 300 Mann stark anlangten, gab ein deutscher Professor Schön einen poetischen Festgruß zum Besten, von welchem wir uns nicht versagen können, wenigstens den ersten Vers anzuführen:

Schwer am weiten Himmel hangen,
Finstre Wolken überall;
Herrscher grollen, Völker bangen,
Kriegrisch tönt Trompetenschall;
Doch gesegnet lacht die Schweiz,
Ob sich rings die Wellen thürmen,
Strahlt, ein Stern in wilden Stürmen,
Licht und hehr, das weiße Kreuz!

Am Dienstag fand von Seite heißblütiger Demokraten verschiedener Länder ein sogenannter internationaler Congreß statt, an welchem von einem Grüttli der Völker die Rede war, was aber bei der Mehrzahl der praktischen Schweizer wenig Anklang fand. — An diesem Tag war auch Schützengemeinde und wurde beschlossen, daß Schaffhausen das nächste eidgenössische Schützenfest übernehme.

Am Donnerstag den 16. langte Bern mit der kantonalen und vielen Vereinsfahnen und zahlreicher Schaaren an; der bewaffnete lustige Mutz und die treffliche Stadtmusik an der Spitze. R.-R. Migy war Sprecher der Berner. Abends hatten der Bär von Bern und der Widder von Schaffhausen pantomimisch-komische Diskussion auf der Tribüne, schließlich mit brüderlicher Umarmung und vielfachem Humpenleeren zu großer Ergötzung der zahllosen Gäste.

K

Am Freitag langte eine Anzahl Bundes-, National- und Ständeräthe, nachdem sie schon in Neuenburg auf's gastfreundlichste empfangen und beherbergt worden waren, in La Chaux-de-Fonds an. Ihnen und den sämmtlichen Gästen zu Ehren fand Samstags ein anziehendes Fest im nahgelegenen, aus der Asche einer alles verzehrenden Feuersbrunst schöner und reicher erstandenen Dorfe les Brenets, an der französischen Gränze, am Doubs und dessen Seen und Wasserfällen (Saut du Doubs), statt. Die herrliche Fahrt auf diesen Gewässern, die freundliche Bewirthung, die Rückfahrt beim Schein der Fakeln, der Feuer und bengalischen Flammen, welche die pittoresken Felsenufer beider Länder beleuchteten, nicht weniger der herzliche Empfang und Aufenthalt bei den liebenswürdigen und gebildeten Bewohnern von Locle, auf der Hin- und auf der Rückfahrt, haben allen Theilnehmern eine unvergeßliche Erinnerung zurückgelassen.

Am Sonntag Vormittag war Stille in der Schießhütte, und auf dem Platz vor dem Gabenhaus wohnten bei 4000 Zuhörer der Predigt des Pfarrers Redard bei. Auch eine Collekte für das durch Feuersbrunst verunglückte Seewis fand statt. Ein schönes Feuerwerk schloß den Abend ab. — Während des Montags und Dienstags wurde noch eifrig „gepülfert", aber die Festbesucher und die Panner auf dem Gabenpavillon nahmen allmälig ab, bis am Abend des letztern Tags um 8 Uhr 22 Kanonenschüsse den Schluß des Schießens ankündigten. Mittwochs fand wegen stürmischen Wetters die feierliche Vertheilung der 5 ersten und höchsten Preise im Stand und Kehr erst Nachmittags 2 Uhr statt. Dann wurde das dießjährige Ehr- und Freischießen förmlich geschlossen erklärt mit angemessenen Reden und einem Festzug in die Stadt zurück, wo der neue Präsident Lesquereux die große eidgenössische Schützenfahne in Verwahrung nahm; worauf er unter Worten tiefgefühlten Dankes gegen die Vorsehung, der Anerkennung gegen seine Mitbürger und die Eidgenossen, so wie unter den besten Wünschen für die Wohlfahrt des Vaterlandes, die noch Anwesenden verabschiedete.

Preisvertheilung und sonstige Ergebnisse des Freischießens:

a. In der Standstichscheibe „Vaterland" erhielten Preise:

1)	Karl Pfister von Frauenfeld die Goldbarren der Schweizer in China (Schanghai), Werth	Fr. 2800
2)	Julius Turel von Lausanne, in Geld	„ 1400
3)	Sebastian Graf in Speicher den großen Pokal von Turin . .	„ 1200
4)	Joh. Staub von Wädenschwyl Silbergeschirr der Freimaurer .	„ 1200
5)	Ulr. Rickenbach von Binnigen Geld von den Schweizern in Havre	„ 1000
6)	August Gigax, Negot. zu Langenthal, Geld von den Schweizern zu London	„ 1000
7)	Jost Illi von Muri ein Goldbarren von den Schweizern in Kalifornien	„ 964
8)	Gottl. Ritz zu Brugg, indische Goldmünzen, von den Schweizern in Bombay	
	Die 32. Gabe war noch	„ 250

In den 5 übrigen Standstichscheiben erhielten je erste Preise von Fr. 1000: Franz Hürlimann, Fritz Römer von Biel, Melchior Ulrich in Schwyz, R. Winkelmann in Mettmenstetten, Jak. Vogt von Menziken.

b. In den 6 Feldstichscheiben hatten die ersten Gaben: Niederberger, Jaccard, P. Reinhard, Leuthold, Stähli, Hößli.

c. In den Standkehrscheiben 1ste Gaben: Rieder zu Interlaken, Susz zu Russin, Leemann in Biel.

d. In den Feldkehrscheiben: Bargezi in Solothurn und J. Studer zu Vettigen.

Nummernpreise (Becher und Geld) wurden vertheilt:

In den Standkehrscheiben (für je 25 Cartons)	225
In den Feldkehrscheiben (für 80 Nummern)	431
also zusammen	656

Nummernbecher und Prämien.

Die Rechnung ergab folgende Einnahmen:

Für 759,893 verkaufte Kehrmarken		Fr. 227,967
„ 3,982 Standdoppel	. .	„ 118,910
„ 2,676 Felddoppel	. . .	„ 74,439
Zusammen	.	Fr. 421,316
An Zutrittsgeldern für die Industrieschiben Jaquez-Droz	.	„ 17,730
Jean Richard	.	„ 8,952
		Fr. 447,998
Anderweitige Einnahmen	. .	„ 19,044
Gesammt-Einnahmen	. . .	Fr. 467,042

Der Freiheitsbaum.

Ein Hebräer gieng an einem Freiheitsbaum vorüber und betrachtete denselben lächelnd. Darum angefragt, antwortete er: „Nau, was iß er denn! — A Baam ohne Worzel unn a Kapperl ohne Kopf, wie kann denn das die liebe Fraahait bideuten?"

Eins ist das Andere werth.

Ein Esel sprach zu einer Kuh:
„Gehörntes Vieh, wie dumm bist du!"
„O Langohr", sprach darauf die Kuh,
„Was für ein Esel bist denn du?"

Die Liebe.

Die Liebe, dacht' ich, wäre was zum essen,
Wie wenn man etwa einen Apfel ißt.
Jetzt, da ich sie gekostet unterdessen,
Weiß ich, daß nicht damit zu spaßen ist.

Armenpraxis.

Ein Arzt verschrieb dem Kranken eine Mixtur, mit der Weisung, alle Stunden ein Eßlöffel voll davon zu nehmen, aber sowohl das Maaß als die Zeit genau einzuhalten. „Nun ja, Herr Doktor," antwortete der Kranke, „in dem Fall muß ich Sie aber auch bitten, mir zugleich eine Uhr und einen Löffel dazu zu verschreiben, sonst kann ich weder Maaß noch Zeit beobachten."

Mißverständniß.

Unter den vielen Fremden, die alljährlich das Oberland bereisen, befinden sich auch öfters deutsche Geistliche. Ein solcher, der ein eifriger Prediger war, betrat letzten Sommer ein schmuckes Bauernhaus, wo er allsobald ein Gespräch mit der Hausfrau anknüpfte. „Habt ihr auch eine Biibel?" fragte er. „Ja, aber sie legt gegenwärtig keine Eier!" war die Antwort der guten Frau, die an ihr Hühnchen (Bibeli), statt an die Bibel dachte.

Der Trinker.

Sonderbar! Wenn ich getrunken habe, so krieg' ich Schlaf, und wenn ich geschlafen habe, so krieg' ich immer wieder Dorscht (Durst).

Ein Paar schöne Arme.

Ein feiner, aber sehr magerer Berliner mit spindeldürren Beinen sah am Hasleberge eine schöne Sennerin mit prachtvollen runden Armen; sie trug in jeder Hand eine große, mit Milch gefüllte Melchter. Der Berliner stand bewundernd still und rief sehnsüchtig: „Ach Jott! Wenn ich solche Arme hätte, ich machte mich jewiß ein Paar Beene daraus."

Die Gefechte in Obwalden und zu Stanzstad am Tage von Morgarten.

(Mit einer Abbildung.)

Im letztjährigen Kalender findet der Leser die Erzählung von dem ruhmvollen Tage bei Morgarten (16. November 1515). Am gleichen Tage fielen aber in Obwalden und

zu Stanzstad weitere, nicht unwichtige Gefechte vor, welche mit der Schlacht bei Morgarten im allernächsten Zusammenhange standen. Auf dem Stein zu Baden hatte nemlich der von Herzog Leopold von Oesterreich einberufene Kriegsrath nicht nur beschlossen, von Morgarten und dem Berge Sattel her den Hauptort Schwyz zu überfallen, sondern es sollte am gleichen Tage Graf Otto von Straßberg, Reichsvogt des Thales Hasle, mit einem zweiten Heerhaufen von mehrern tausend Mann über den Brünig in Obwalden einfallen und, um die Verwirrung auf das Höchste zu bringen, sollten drittens noch wenigstens tausend Mann aus dem Entlibuch, dem Aargau und andern österreichischen Orten von Luzern aus auf dem See nach Stanzstad fahren, und von da aus Unterwalden mit Feuer und Schwerd verheeren.

Als daher die Schwyzer und Urner, welche am Morgen dieses Tages am Morgarten gesiegt hatten, des Nachmittags sieggekrönt in Schwyz eintrafen, vernahmen sie die soeben durch einen Boten aus Unterwalden eingelangte Nachricht, daß am Morgen des nemlichen Tages der Graf von Straßberg mit einem starken Heerhaufen über den Brünig in Obwalden eingefallen sei, und zu gleicher Zeit viele Schiffe voll Mannschaft von Luzern her bei Staad am Bürgen gelandet hätten, und daß beide drohten, das ganze Land Unterwalden zu verheeren. Deßhalb wurden die 300 Mann von Unterwalden, welche Tags zuvor nach Schwyz gezogen, gemahnt, schleunig wieder nach Hause zu kommen.

Die Schwyzer und Urner erboten sich, sogleich ihre Freunde zu begleiten und jetzt auch ihren Bundesbrüdern von Unterwalden, wie diese es so eben an ihnen gethan hatten, in ihrer Noth beizustehen. Allein, da der Bote glaubte, die Dreihundert würden mit ihren zu Hause gebliebenen waffenfähigen Landsleuten hinreichen, dem Feinde zu begegnen, so stiegen einstweilen nur die 300 von Unterwalden in Brunnen zu Schiffe. Doch ehe diese noch von Land gestoßen, warfen hundert von Schwyz, welche sich nicht wollten abhalten lassen, ihren heutigen Rettern zu helfen, sich in einige noch vorhandene Fahrzeuge, und alle Vierhundert segelten nun mit günstigem Winde nach Buochs in Unterwalden, wo sie schon Abends um 4 Uhr ans Land stiegen.

Graf von Straßberg war unterdessen vom Brünig über Lungern, Sachseln und Sarnen bis nach Alpnach vorgerückt. Weiber, Kinder und Greise hatten sich vor ihm in die Berge geflüchtet, die Zurückgebliebenen streitfähigen Männer dagegen sich in Kerns zur Gegenwehr gesammelt. In den verlassenen Flecken und Dörfer raubten daher die Feinde ungestört und so zerstreute sich Straßbergs Heer plündernd durchs ganze Thal Obwalden. — Bei Bürgen-Staad war anfangs alles Volk ebenfalls vor dem unversehens einbrechenden Feinde geflohen; die streitbaren Männer vereinigten sich jedoch bald wieder bei Buochs und erwarteten dort die Rückkunft ihrer Landsleute von Schwyz. Sogleich nach ihrer Landung (4 Uhr Nachmittags) eilten diese vereint mit den in Buochs ihrer harrenden Freunden nach Stanz, wo die von Luzern und ihre Gehülfen plünderten. Sogleich wurde der Feind in die Flucht geschlagen, alles Geraubte ihm wieder abgejagt. Viele der Fliehenden wurden getödtet, die Uebrigen eilten nach den Schiffen in Staad; die Einen sprangen vor Angst in den See und kamen um; die Andern bestiegen eiligst die Schiffe und steuerten mit vollen Rudern nach Luzern zurück. (Siehe die Abbildung.)

Das Gefecht bei Stanzstad am Tage von Morgarten.

Noch war aber an diesem Tage der dritte Sieg zu erringen. Rasch zogen daher die Vierhundert, vom jubelnden Volke begleitet, nach Kerns hinauf, wo die Männer von Obwalden ihre Ankunft mit Sehnsucht erwarteten. Ohne Verzug schritt man zum Angriff, und als Straßberg hörte, daß die Fahnen, welche heute Morgens schon bei Morgarten gewesen waren, nun ebenfalls gegen ihn heranrückten, befahl er schleunig den Rückzug, sammelte seine zerstreuten Leute, deckte fechtend, von Wenigen unterstützt, den Rücken des Zuges, bis er endlich, an der Hand verwundet, ebenfalls die Flucht ergriff und, durch die nun hereingebrochene Nacht geschützt, längs des Gebirges gegen Luzern entkommen konnte. Auch hier wurde aller Raub den Flüchtigen wieder abgenommen. Dem Feinde wurden bei Alpnach, so wie bei Stans und bei Staad dreihundert Mann erschlagen, während auf Seite der Sieger ein Einziger blieb.

Eben als ein Bote von Buochs abgehen wollte, um den Brüdern in Schwyz und Uri die zwei neuen Siege zu melden, landeten daselbst in tiefer Nacht dreihundert von Schwyz und vierhundert von Uri, welche den Freunden zu Hülfe eilen wollten und nun jubelnd die neuen Siege vernahmen.

So ward am großen Tage zu Morgarten das zahlreiche Heer des stolzen Fürsten durch die treuen Bundesbrüder der Urkantone dreifach besiegt.

Sonderbarer Verkündungsschein.

Ein Viehhändler übergab dem Herrn Pfarrer ein Papier, in der Meinung, ihm seinen Verkündungsschein zu überreichen, denn er war Bräutigam. Groß aber war seiner Wohlehrwürden Verwunderung, als er las: „Vorweiser dieses, Antoni Berenberger von Scherenbalm ist willens, eine Kuh von rother Farbe, mit langen Hörnern u. s. w." — zu verkaufen. Es war der Gesundheitsschein für das Viehstück.

Der Sodbrunnen.

Zwei Häuserbesitzer beanspruchten vor Gericht den Besitz eines Sodbrunnens. Der Advokat des Einen begann seinen Vortrag in so feierlicher Form, daß der Präsident sich der Bemerkung nicht enthalten konnte, der Redner möge nicht gar so weit ausholen, da es sich am Ende doch nur um einen Sodbrunnen handle. „Verzeihen Sie," erwiederte der Advokat — „Sie werden die große Wichtigkeit für unsre Klienten sofort einsehen, wenn Sie bedenken, daß beide Weinhändler sind."

Mißverstandene Bibelstelle.

Ein Pfarrer machte einer Wittwe, deren Mann nach langen Leiden an der Brustwassersucht gestorben war, den Beileids-Besuch und tröstete die Frau so gut er konnte. Da antwortete sie ihm: „Ach ja Herr Pfarrer! in meines Mannes Krankheit, wenn er bei seiner leidenden Brust keinen Athem finden konnte, da habe ich begreifen gelernt, was der Spruch im alten Testament sagen will „„alles was Odem hat, lobe den Herrn.""

Strenge Vergleichung.

Ein Emmenthaler klagte einem Freunde über seine zwar reiche, aber unausstehlich räße (zänkische) Schwiegermutter. „Das isch en alti G'schicht," bemerkte der Freund, „es isch mit ne grad wie mit de Hamme (Schinken)." — „Wie so?" — „He, si sy beidi am beste, wenn si chalt sy."

Reue.

In einer Frauengesellschaft mußte Jede zum Spaß angeben, was sie am meisten bereue. Da kam die Reihe an eine Frau, die einen Grobian von Mann hatte, und diese sagte: es gereue sie am meisten, daß sie ihren Mann in den Flitterwochen, wo er noch so artig gewesen sei, nicht vor Liebe aufgefressen habe.

Beobachtung eines Buchhändlers.

Ein Fremder sah in der Buchhandlung neben den neuesten Romanen auch eine Reihe von Erbauungsbüchern, und bemerke dem Buchhändler, er habe da sehr mannigfaltige und verschiedenartige Litteratur zum Verkaufe. „O ja," antwortete der Buchhändler, „der größte Unterschied zwischen beiden ist der, daß die Romane viel gelesen und selten gekauft, die Erauungsbücher dagegen viel gekauft und wenig gelesen werden."

Jugend und Alter.

(Aus des alten Boten Weisheitsbüchlein.)

Was ist die Jugend? Wann hört sie auf? Was ist das Alter? Wann fängt es an? Ihr habt da gemalte Stufen des Alters, auf denen heißt es unter anderem: „Fünfzig Jahr Stille stah'n"; — „Sechszig Jahr geht's Alter an;" — „Siebenzig Jahr ein Greis" u. s. w. Das Alles ist nicht zuverläßig. Bei den Einen hört die Jugend früher auf und fängt das Alter früher an als bei Andern. Die Jugend betrachtet das vor ihr liegende Leben als eine unabsehbar lange Zeit, als etwas Unendliches. Der Gedanke an das Aufhören des Lebens, an den Tod, ist ihr in die weiteste Ferne gerückt. Die Jugend ist daher sorglos, sie denkt nicht daran, mit der Zeit zu rechnen; sie unternimmt Alles, weil sie für Alles die nöthige Zeit vor sich sieht. Was ist der Jugend ein verlorener Tag, ja sogar ein verlorenes Jahr. sie sieht ja noch so viele Jahre, so unendlich viele Tage vor sich! — Endlich aber kömmt sie doch, die Zeit, wo dieser unermeßliche Reichthum an Jahren und Tagen vorüber ist, wo man anfängt zu rechnen und zu zählen, wie viel Lebenszeit man noch vor sich habe. Man empfindet schmerzlich jeden verlorenen Tag, man wird sparsam mit seiner Zeit; weit Aussehendes unternimmt man nicht mehr gerne, sondern nur mit Bedenken, weil man sich frägt, ob man noch Zeit habe, es zu vollenden. Man fühlt nicht mehr den alten Muth, die alte Zuversicht zum Leben. Jetzt hat das Alter angefangen. Die Sorglosigkeit, dieser Zauberstab der Jugend, diese Quelle des Jugendmuthes, ist dahin; an ihre Stelle tritt die Sorge, die Begleiterin des Alters, die beständig an dich herantretende Frage: wie viele Tage sind dir noch beschieden? — Noch einen Schritt weiter, und du trittst in das hohe Alter, wo du dich jeden Tag zu fragen hast, ob dieses wohl der letzte sei, und wo du endlich für dieses Leben keinen andern Wunsch mehr hast, als daß dir Gott einen sanften und leichten Tod schenken möge. — Das sind die drei verschiedenen Lebensalter: die Jugend, des Alters Anfang, das hohe Alter.

Wohl dem, der in der Jugend schon
Oft an das Alter denkt,
Und ehe noch die Zeit entfloh'n,
Den Sinn auf's Ende lenkt.

Stämpflische Buchdruckerei (S. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.